DIE FRAU
UND IHR HAUS

Junge Braut aus dem kleinen Walsertal
Foto Erich Retzlaff, Düsseldorf

17. Jahrg. Heft 9 ◆ Köln, September 1936 ◆ Einzelheft 80 Pfg.
Postverlagsort: Gütersloh i. Westf.

DIE FRAU UND IHR HAUS

Zeitschrift für Kleidung, Wohnung, Wirtschaft, Körperpflege, Erziehung, Volkswohlfahrt

Herausgegeben von der Werbestelle für Deutsche Frauenkultur, Köln am Rhein, Mainzerstraße 25

Hauptschriftleiterin: Frau Else Wirminghaus, Köln. Stellvertr. Schriftleiterin u. verantwortlich für den Bilderteil: Elisabeth Kolb, Köln. **Redaktion Köln,** Mainzerstr. 25 Ruf 92914. Berliner Schriftleiterin: Frau Elisabeth Fries, Berlin-Schmargendorf, Hundekehlestr. 10. Fernruf H 9, Schmargendorf 1807. Nachdruck nur mit jedesmaliger Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Unverlangten Einsendungen für die Schriftleitung ist Rückporto beizufügen. Im andern Falle lehnt die Schriftleitung jede Verantwortung für unverlangt eingesandte Manuskripte ab. **Verlag und Druck** Ludw. Flöttmann, Gütersloh i. Westf. / Verantwortlicher Anzeigenleiter: Friedrich Wilhelm Flöttmann, Gütersloh. / Die Zeitschrift erscheint monatlich einmal zwischen dem 1. und 10. jeden Monats und ist zu beziehen durch den Verlag die Post und durch den Buchhandel. Das Abonnement läuft bis zum ausdrücklichen Widerruf, der nur zum Vierteljahrsschluß möglich ist und mindestens einen Monat vorher bekanntgegeben werden muß. Zahlungs-, Gerichts- und Erfüllungsort ist Gütersloh i. W. / Fernruf 2537 / Postscheckkonto Hannover 2318. **Anzeigenpreise:** Die 4-gesp. Millimeterzeile 10 Pfg., Beilagen, farbige Anzeigen nach besonderer Anfrage. **Bezugspreis:** Einzelheft 80 Pfg., vierteljährlich 2,20 Mk. Zur Zeit gilt Preisliste 3. D. A. 2. V. 36. 2216

Arbeitsgemeinschaft „Die Frau und ihr Haus"

Stimmen aus dem Leserkreise.

Liebe „Frau und Haus"!

Als langjährige Leserin Ihres Blattes möchte ich — nein — muß ich Ihnen einmal schreiben.

In der Fülle und Last der Alltagsgeschäfte las ich wohl stets gerne und, wie ich meinte, eindringlich Ihr Blatt, empfahl auch „Frau und Haus" bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Nun aber die Verhältnisse es so gefügt hatten, daß ich mehr Zeit und Ruhe habe, griff ich in mancher stillen Stunde zur Lektüre der älteren Jahrgänge. Und siehe da. Es ging mir alles neu wie eine Offenbarung auf. Welch wertvolle und vor allem wertbeständige Abhandlungen finden sich da. Ohne Übertreibung eine wahre Fundgrube wertvoller lebensnaher und lebensechter Erfahrungen! Das hatte ich gar nicht so erfaßt beim oft so eiligen Lesen der letzten Jahre!

Auch der Vergleich zu anderen Frauenzeitschriften der gleichen Jahre fiel bedeutend zu Gunsten von „Frau und Haus" aus. Es liegt eine klare Linie in dieser Zeitschrift, die deshalb nie den Kurs zu ändern brauchte, weil sie so echt und lebendig aus dem Leben für das Leben arbeitete.

Begeisterte Pionierarbeit für das, was die Zeitschrift als gut erkannt hatte, Anerkennung alles Guten und Edlen bei Vermeidung blaustrümpfiger Theorie — das scheint mir das Geheimnis zu sein, daß „Frau und Haus" der vielbeschäftigten Frau und Mutter, der abgehetzten Berufsfrau, der in der Stadt und auf dem Lande lebenden Frau — und nicht zuletzt der jenseits der Reichsgrenzen lebenden deutschen Frau zur lieben Weggenossin und darüber hinaus zur unentbehrlichen Freundin und Beraterin wird.

Ich bedaure es fast, daß ich so manche Nummer dieser Zeitschrift — meist ins Auslanddeutschtum — verschickte, so daß manche empfindliche Lücke in meiner Sammlung klafft. In Zukunft erhält „Frau und Haus" einen besonderen Ehrenplatz im Bücherschrank und jede Nummer, die verliehen wird, wird gewissenhaft zurückgefordert, denn keine möchte ich missen.

Zum Schluß sei „Frau und Haus" und den unentwegten tapferen Mitarbeiterinnen gedankt und ein herzliches Glück auf zur weiteren Arbeit zugerufen.

Bonn, 8. Juli 1936. gez. E. Esser.

Schon lange wallt es in mir über, wenn ich begeisterten Dank in der Zeitschrift lese, Ihnen zu sagen, wie ich auch ihr mit ganzem Herzen verfallen bin. Ich bekomme sie jetzt im zehnten Jahr. Überallhin ist sie mir nachgefolgt, und am allermeisten gibt sie mir im einsamen Osten. Schon oft, wenn ich mutlos war und dachte, wie viel entgeht einem auf die Dauer in dieser kleinen, weltfernen Stadt — wie gut haben es die Frauen, die mitten im triebsamen Leben stehen — kam dann „Die Frau und ihr Haus", fühlte ich mich mit allen Schreibern so eng verbunden, als hätte ich selber teil an den bannenden Aufsätzen. Wenn ich mich von ihnen trennen kann, bekommen die Zeitschriften noch zwei arme Freundinnen von mir, die sie sich finanziell nicht leisten können, aber ebenso an ihr hängen wie ich. Also Dank allen denen, die uns im fernen Osten erfreuen und uns Monat für Monat aus der rheinischen Heimat durch „Die Frau und ihr Haus" grüßen.

Pillkallen (Ostpr.), 12. Februar 1936.

gez. Else Wülffing.

Liebe „Frau und ihr Haus„!

Heute habe ich mich so von Herzen an Deinem „Ehebrief" im Märzheft gefreut! Ich bin nun über 12 Jahre verheiratet und bestätige, daß der Brief so ganz recht hat. Die drei „Regeln" sind auch bei uns bewährt, in zum Teil äußerlich und innerlich unmenschlich schweren Zeiten! Und nun die Hauptsache, kennen Sie den entzückenden, wohl schon ganz alten Ehespruch:

„Ein Ehstand ist alsdann beglückt, wenn eins sich in das andere schickt, wenn eins das andere liebt und scheut, er nicht befiehlt, sie nicht gebeut, und beide so behutsam sein, als wolltens erst einander frein!"

Würden doch viel Menschenkinder sich den „Brief" als Weghelfer nehmen!

Menslage (Hann.), 9. März 1936.

gez. Ihre Fr. E. Borstius.

Liebe Frau Wirminghaus!

Das Juniheft von „Die Frau und ihr Haus" hat es mir besonders angetan mit seinen wertvollen Beiträgen und den schönen Bildern von Paulinzella, Regensburg und den Fischerteppichen. Alles dieses mir lange Bekannte und Liebe in dieser Form einem großen Kreis von Menschen angeboten zu sehen, macht froh. Ich freue mich auf die Fortsetzung im „deutschen" Juliheft. Was für Arbeit in dieser feinen Zusammenstellung steckt, ahnt jede Frau, die etwas um solche Mühe weiß. Dafür danken wir Ihnen.

Breslau 1, Sternstr. 44/46, den 17. Juni 1936.

gez. Gret Rüffler.

Zur Frage deutscher Frauengymnastik.

Unsere „Frau und Haus" hat oft die Forderung erhoben, daß in Deutschland aus den vielen Bestrebungen für eine neue Körperkultur der Frau eine solche erwachsen müsse, die für unser ganzes Volk maßgebend sein und auf allen Schulen gelehrt werden könne. Und immer wieder wurde dabei als Grundlage einer solchen Gymnastik auf die schwedische Gymnastik hingewiesen, die vor mehr als 100 Jahren für das männliche Geschlecht durch P. H. Ling geschaffen wurde und die in neuer Zeit nach der Seite der Frauengymnastik ausgebaut worden ist. Es ist nun bedeutsam, daß auf der Olympiade eine sehr eindrucksvolle Vorführung durch eine stattliche Zahl von Schwedinnen und Schweden stattgefunden hat, deren ausgezeichnetes Menschenmaterial ganz besonders aufgefallen ist. Der schwedischen Gymnastik liegt die unbedingte Idee des Körpergemäßen zugrunde, des Physiologischen, das die Form und Bewegung des Körpers nach Naturgesetzen zu bilden sucht. Um nun für unser Volk die ihm gemäße Gymnastik zu schaffen, haben auch wir zunächst diesen physiologischen Gesetzen zu folgen, die für die Menschen als solche allgemein maßgebend sind. In welcher Weise dann jedes Volk seine besondere, eigene Körperkultur herausarbeitet, das wird von dem abhängen, was neben der physiologisch aufgebauten Gymnastik an Sport, Spiel oder Tanz noch besonders gepflegt wird.

E. W.

Das Treffen der Berliner Leser und Freunde unserer Zeitschrift „Die Frau und ihr Haus" findet am Montag, den 14. September, nachmittags 4—7 Uhr, im Hause Bellevue, Berlin W 9, Bellevuestr. 8, statt.

DIE FRAU UND IHR HAUS

17. Jahrgang Heft 9 September 1936

Die XI. Olympiade neuerer Zeit zu Berlin ist vorüber. Vierzehn Tage lang hat sie unser Volk in Atem gehalten. Nicht allein die Jugend, sondern auch das Alter hat mit Begeisterung die Kämpfe verfolgt und mit Stolz die Leistungen deutscher Männer und Frauen bewundert. Unendliche Anregung, weite Ausblicke, das Erlebnis weihevoller Augenblicke und Stunden wird bei vielen Tausenden weiterleben und Früchte tragen. Fromme Schauer löste der Bericht über die Eröffnung der Olympiade aus, die Entzündung des olympischen Friedensfeuers an griechischer Sonne, der Fackellauf durch die so vielen Deutschen tief vertrauten Stätten Griechenlands und weiterhin der Lauf von Land zu Land bis zum Endziel hin.

Der Geist des Hellenentums in seiner einzigartigen Größe ist von neuem lebendig geworden, die Gewißheit ist wieder erstanden, daß Körperbildung und Körperzucht untrennbar verbunden sind mit den Künsten und allem, was sonst das Leben eines Volkes ausmacht. Wir danken es dem Führer, daß er die Kenntnis vom Wesen des Hellenentums weiter vertiefen will und gemeinsam mit der griechischen Regierung in Elis Ausgrabungen veranlassen wird.

Vor vier Jahrzehnten hat Baron de Coubertin die olympischen Spiele in Verbindung mit weit ausschauenden Erziehungsplänen von neuem ins Leben gerufen. Seine Idee steht unter dem Zeichen der sozialen Reform. Seine Auffassung begegnet sich mit der des Führers, der die gewaltige Aufgabe der Erziehung unseres Volkes eingeleitet hat und weiterführt, der dieses Volk zu einer Einheit zusammengeschlossen hat und nun der großen Idee der friedlichen Verständigung der Völker dienen will.

Im alten Griechenland waren die Frauen von den olympischen Spielen ausgeschlossen. Ganz vereinzelt nur haben sie sich im Wettkampf gemessen; — das unsterbliche Zeugnis besitzen wir in der Darstellung der Wettläuferin (Vatikan), jener anmutigen, herben, ganz ihrer Aufgabe hingegebenen Mädchengestalt.

Mag heute noch nicht völlig entschieden sein, wie weit sich die Aufgabe der Frau im Sport erstrecken soll, niemals wird die Frau nach ihren erstaunlich großen Leistungen wieder ausgeschaltet werden. Wir sind dessen gewiß, daß die körperliche Ausbildung der Frau und der ihr gemäße Sport das weibliche Geschlecht zu einer Entwicklung führen wird, die es zur Zukunftsträgerin in rassischem Sinne bestimmt. Nichts aber kann hierfür besseres Vorbild sein, als die herrlichen Gestalten griechischer Kunst. Ein deutscher Frauentyp muß werden, der dem Urbild des deutschen Mannes in gleicher Art gegenübersteht, ein Typ, dem das Heroische nicht fehlen wird, während der Mann nicht ohne Anmut sein wird.

Die Mitwirkung der Frau bei den Wettkämpfen der Olympiade aber sei uns Symbol, daß auch auf allen anderen Gebieten ein volles und reines Zusammenwirken der Geschlechter sich entfalten wird, ein Wirken auf dem Grunde des Natürlichen, welches das Leben eines Volkes bedingt, wenn es seine Aufgabe erfüllen soll.

Im alten Hellas hat die körperliche Kultur dem Lande zu einer einzig dastehenden kulturellen Blüte verholfen. Und doch war es nicht das ganze Volk, das an dieser Kultur teilnahm. Nur die „Freien" durften sie pflegen, und wer ihr fern bleiben mußte, wurde zu den „Banausen" gerechnet. Es ist kennzeichnend, daß wir heute diesen Ausdruck ganz allgemein anwenden auf einen Menschen ohne feinere Kultur, während die Griechen diesen Mangel an Kultur anscheinend schon allein in einem minderwertigen körperlichen Auftreten und mangelnder Haltung erblickten. Einen ähnlichen Standpunkt werden aber auch wir gewinnen müssen, indessen noch mit einer Erweiterung: nicht nur bestimmte Klassen sollen der körperlichen Erziehung teilhaftig werden, sondern sie soll unser ganzes Volk durchdringen.

E. Wirminghaus, aus
„Die Frau und die Kultur des Körpers", 1911

Vier Prinzipien sind es, die für die Gymnastik der Griechen maßgebend gewesen sind:

1. das rein physische: es erstrebt Gesundheit, gute Leibesbeschaffenheit, blühende Farbe;
2. das kriegerische: es zielt auf Kraft und Stärke des Leibes, auf Gewandtheit, Ausdauer und Brauchbarkeit im Kriege;
3. das ästhetische: es erstrebt schöne Form, würdige Haltung, Ebenmaß, Rhythmus in den Bewegungen, Beherrschung des Stoffes durch die Form, seelenvollen Ausdruck des Leibes, als Abbild des Geistes die Schönheit des inneren Lebens bekundend — und endlich
4. das ethische: wodurch Mut, Entschlossenheit, Besonnenheit, schnelle Fassung, Beherrschung aufwogender Affekte, Gewöhnung an Ordnung und Stetigkeit erreicht wird, und welches vereint mit der geistigen Ausbildung das möglichste Gleichgewicht des Seelenzustandes bewirken und bewahren soll.

Krause, „Gymnastik und Agonistik der Hellenen." Leipzig 1841.

Was wächst, will Freiheit

Wenn man das Problem der Erziehung grundsätzlich behandeln will, dann kann man nicht an der Tatsache vorübergehen, daß mit dem 19. Jahrhundert der harmonische Mensch verschwindet und dafür der disharmonische auftritt. Als den letzten Typus des ausgesprochen harmonischen Menschen möchte ich Goethe nennen, der am Ende seines Lebens den Zwiespalt des kommenden Menschen bereits ahnte, selbst aber die Natur immer noch als ein Ganzes begriff und alle Lebenserscheinungen als Offenbarungen „jenes Urlichts droben, das unsichtbar alle Welt erleuchtet", erkannte.

Nietzsche halte ich für den ausgesprochensten Typus der Weltanschauung des 20. Jahrhunderts, die bereits gespalten ist zwischen dem durch die Technik bedingten materiell-mechanistischen Denken und der Sehnsucht nach einer neuen Idee, die den Sinn der Erde (also der Materie) wieder tiefer erfaßt (kosmisch), um einen „höherwertigen, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren" Menschentyp zu züchten.

Zwischen beiden Sehern steht als Naturforscher Ch. Darwin, dessen Gedanken von einer organischen Entwicklung der Natur und der tieferen Zusammenhänge alles Erschaffenen Goethe

in der „Urpflanze“ (Blatt) schon vorausnahm und die Nietzsche in der „ewigen Wiederkunft aller Dinge“ bereits überbot.

Ich glaube mir den Beweis ersparen zu dürfen, daß wir heute in unserem gesamten Fühlen und Denken, auch im Suchen nach allem tieferen Sinn unseres Lebens und seines Arbeitsprozesses, entscheidend von den Erkenntnissen dieser drei Geistesgrößen bestimmt werden, nicht zuletzt auch bei dem Züchtungsversuch, den wir mit unseren Kindern und natürlich auch mit unseren Pflanzen und Tieren vornehmen, was übrigens nie voneinander zu trennen ist.

Überlegen wir uns einmal die Lage, in der wir heute in unserem Lande und damit auch in Europa leben.

Es ist ohne weiteres klar, daß die Goethesche Weltanschauung allein schon deshalb einheitlich und harmonisch sein konnte, weil bis zu seinem Tode der menschliche Arbeitsprozeß noch fast vollkommen floristisch-fauneistisch bestimmt wurde, das heißt organisch. Es gab noch keine Technik im heutigen Sinne.

Solange uns die Früchte des Feldes und die Tiere ernähren und kleiden und das gemächliche Handwerk aus ihren Stoffen und einigen wertvollen Metallen in qualitativer Hinsicht unserem täglichen Leben bis in tausend Einzelheiten einen religiösen und künstlerischen Sinn verleiht, leben wir noch in einer tiefen, erdgebundenen Harmonie.

Völlig anders wird es erst, als zu der primitiven Landwirtschaft und dem organischen Handwerk der industrielle Arbeitsprozeß tritt, der immer tiefer in die Erde dringt, Erze, Kohlen, Öle aus ihrem Leibe holt und die Erdoberfläche auf mechanischem Wege umzugestalten beginnt.

In diesem Augenblick ist das gemächliche Dasein, das ruhige, tiefe, mystisch-religiöse Verbundensein mit der Erdmutter vorbei. Das Verhältnis zu ihr wird ein nüchternes und mechanisches, die rücksichtslose Ausnutzung beginnt. Zwangsläufig steigert sich das Lebens- und Arbeitstempo. Den ruhigen kleinen Dörfern und Städtchen folgen die Großstädte und Industriebezirke. Handel und Verkehr überschreiten die Ländergrenzen. Produkte, Pflanzen, Tiere und Menschen werden ausgetauscht und gekreuzt. Der Mensch lebt nicht mehr verborgen und vom eigenen Boden, er ißt und studiert die Erzeugnisse aller Länder, und die Spaltungen und Kreuzungen, die sich zuerst fast unbeobachtet mit den ersten eingeführten Kulturpflanzen einschlichen, beginnen sich schließlich auch geistig immer deutlicher auszuwirken.

Es ist selbstverständlich, daß die Landwirtschaft, das Leben und Denken auf eigener, heimatlicher Scholle ein statisches, harmonisches Geschlecht erzeugen, dessen Sinnen und Denken nach innen gerichtet ist, während die Technik notwendigerweise ein Bewegungsgeschlecht erzeugen muß, das in Disharmonie zum eigenen Boden gerät und auf eine Oberflächenentwicklung angewiesen ist.

In diesem Zustande leben heute nicht nur wir, sondern alle europäischen Länder, und wir haben alle Ursache, darüber nachzudenken, wie wir die Wesen unseres Bodens erziehen müssen, damit für die Zukunft diese Disharmonie so weit wie möglich beseitigt wird.

Ich will gleich vorausschicken, daß ich nicht daran glaube, es könnte in Zukunft einem einzelnen europäischen Staate allein gelingen, diese Zucht- und Erziehungsfrage zu lösen. Die europäischen Staaten sind ja mehr oder weniger alle längst Industriestaaten geworden oder bemühen sich doch, es zu werden und haben also auch alle dasselbe Schicksal. Dieses gemeinsame Schicksal ist es auch, das sie immer deutlicher zwingt, sich zusammenzusetzen und die Zukunft einer europäischen Harmonie gemeinsam zu überlegen. Deutschland hat nach seiner letzten Revolution dazu jedenfalls immer wieder unmißverständlich aufgefordert.

Es kann heute auch kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß in allen europäischen Ländern immer entschiedener eine neue Weltanschauung diskutiert wird, die wir zuerst in Deutschland die biologische, organische oder natürliche nannten. Mehr oder weniger bewußt wird sie heute bereits von der gesamten kämpfenden europäischen Jugend akzeptiert, was diese Jugend natürlich gleichzeitig in erbitterte Kämpfe mit ihren absterbenden, veralteten Gesellschaftsschichten verwickelt.

Der Grund dafür, daß die deutsche Jugend in dem Kampf um die materielle und seelische Wiedergeburt Europas trotz aller Angriffe von draußen führend ist, ist vor allem darin zu suchen, daß unsere Jugend von dem Tage an, als die Industrialisierung unseres Landes begann, immer deutlicher die Forderung erhob nach Erhaltung der Wildnis, also der ursprünglichen Naturkraft.

Erst kürzlich zeigte der Franzose André Siegfried in seiner Schrift „Die Krise Europas“, daß die Welt sich heute in Bewegung auf ein neues Gleichgewicht zu befindet und verlangte von Europa, daß es sich auf seine geistigen Aufgaben besinnen sollte. Auch der holländische Kulturhistoriker Professor J. Huizinga versuchte in seinem jüngsten Buche „Im Schatten des morgigen Tages“ unserer Zeit die Diagnose zu stellen, deutliche Zeichen dafür, wie brennend die europäische Frage geworden ist.

Wir, die wir in Deutschland mitten im Herzen Europas leben, begreifen gegenüber allen Untergangsprognosen, die man Europa seit Jahren stellt, nur zu gut, daß das heutige Problem im Weltmaßstab das des Zwiespaltes zwischen Natur und Technik ist, um das aller Kampf in der Welt tobt, der nur dadurch befriedet werden kann, daß wir zwischen diesen beiden Faktoren wieder einen Gleichgewichtszustand schaffen. In allen ehrlichen Bemühungen um das Erreichen dieses Gleichgewichtszustandes sehen wir die kommende Lösung des Erziehungsproblems im europäischen Maßstab, an dem die gesamte europäische Jugend brennend interessiert ist.

Natürlich kann die Forderung, die Wildnis zu erhalten, leicht mißverstanden werden, wenn wir darunter eine Verwilderung verstehen.

In der Tat handelt es sich aber bei dem Problem darum, unseren Boden, seine Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt vor einer zu weit gehenden Domestikation und Industrialisierung zu schützen. Wir brauchen uns nur einmal die Landschaftsbilder anzusehen, um zu verstehen, wie in wachsendem Maßstab die zunehmende Industrialisierung den ursprünglichen Charakter unserer Heimat veränderte und mechanisierte. Natürliche Seen, Flüsse, Bäche wurden reguliert, aus ursprünglichen Mischwäldern wurden langweilige und ungesunde Einheitswälder. Unser Boden wurde mit Monokulturen und künstlicher Düngung ermüdet, die ihm in seinen Früchten entzogenen Stoffe wurden ihm immer seltener in Form der Fäkalien von Mensch und Tier wieder zugeführt, was zu einer fortgesetzten Schwächung seiner Kulturen führte. Man begriff nicht einmal, daß der Boden selbst instinktiv durch sog. „Unkräuter“ ausgleichend zu wirken suchte.

Die Industrie aber gab sich nicht einmal mit einer rücksichtslosen Ausnutzung des Bodens zufrieden, sondern denaturierte auch noch fortgesetzt die für die Aufzucht unserer Menschen- und Tier-Rassen wichtigen Nahrungsmittel, während sie die daraus entstehenden Krankheiten wieder durch chemische Präparate aufzuheben versuchte.

Schon sehr früh begannen Bewegungen, die die zunehmende Technisierung unseres Lebens bekämpften, und zwar meistens unter der alten, romantischen und leicht mißverständlichen Devise: „Zurück zur Natur!“

Zu solchen ernsthaften Bewegungen gehörte z. B. die alte Wandervogelbewegung, die Naturschutzbewegung, die Lebensreformbewegung mit ihren vielen Gruppen usw. Allen diesen

Bewegungen haftete etwas Gemeinsames an, und viele ihrer grundsätzlich richtigen Gedanken wurden auch im politischen Kampf, den die nationalsozialistische Partei führte, schon früh verwandt.

Es ist selbstverständlich, daß für alle Erziehungsfragen, wenn man gewillt ist, das Problem der Erziehung als eine Züchtungsfrage zu betrachten, die letzten Endes kosmisch bedingt ist und in ihren ältesten Ritualresten das ja auch beweist, die Frage der Wildnis gegenüber der Gefahr der Domestikation und Industrialisierung unserer Jugend von ungewöhnlicher Bedeutung ist.

Sicherlich stehen wir hier vor dem schwersten Problem der Erziehung überhaupt. Je mehr wir unsere Kinder — zumal im frühen Wachstumsalter — von einem Boden mit noch wildem Pflanzenwuchs und lebendigen Tieren, von Sonnenlicht, gesunder Luft, bewegtem Wasser absperren, je mehr wir sie zur Statik (Sitzen, mechanischem Denken), also zu dem Widerspruch aller Bewegung und des aus sich ergebenden lebendigen körperlichen und geistigen Wachsens verurteilen, desto mehr domestizieren wir unsere Jugend und erziehen sie in jeder Weise zur Passivität, aus der noch niemals — weder körperlich noch geistig — aktive Menschen entstanden sind.

Ich kann es gewiß verstehen, daß heute ein Lehrer, der in seiner Klasse der Vater von 30—40 Kindern ist, diese nicht einfach verwildern lassen kann, sondern Ordnung, technisch-mechanische Hilfsmittel zur Erziehung braucht. Aber im Grunde wird es immer darauf ankommen, daß der einzelne Lehrer selbst noch über genügend unverbrauchte Kräfte (zumal Nervenkräfte) verfügt, um seinen Kindern während der jahrelangen Erziehung genügend Freiheit (und das heißt immer Bewegungsmöglichkeiten im körperlichen und geistigen Sinne) zu lassen, damit ihnen die ständig zunehmenden Krankheiten wie Vernachlässigung der Körperhaltung, Fußleiden, Magen- und Darmstörungen, Zahnerkrankungen, ferner Frühreife und Einzelgängertum, erspart werden. Man sollte nicht vergessen, daß man heute selbst in den zoologischen Gärten die Löwen ins Freigehege bringt, in dem sie sich unter Artgenossen tummeln können, da auch sie im engen Käfig und in dauernder Isolierung krank, melancholisch und bösartig werden.

Vorbildlich für moderne Erziehung werden daher immer die Landschulheime bleiben, wie sie Hermann Lietz in langen und schweren Erfahrungen schuf, in denen er die Kinder unter ihresgleichen, fern von Erwachsenen, die naturgemäß meistens andere Interessen haben, in unmittelbarer Nähe urwüchsiger Natur und in glücklicher Verbindung von Hand- und Kopfarbeit wachsen ließ. Leider neigen viele Erwachsene, ob nun als Eltern oder Erzieher, nur zu leicht dazu, die noch in ihren Kindern lebenden Reste der Wildnis, wenn sie sich unvermutet regen, — vielleicht unter dem Einfluß der Nahrung, der Jahreszeit oder körperlicher und seelischer Wachstumsprozesse — aus dem eigenen Bedürfnis nach Ruhe und Bequemlichkeit, zu unterdrücken, am liebsten mit Schlägen. Man sollte sich einmal bei Tierzüchtern und Raubtierbändigern erkundigen, wie falsch so etwas ist und wie erfolglos es bleibt.

Ich gebe gern zu, daß sich manche Kinder überhaupt nicht erziehen lassen, oder daß bereits verbrecherische Anlagen in ihnen vererbt sind, solche Fälle gehören nicht hierher.

Junge Mutter aus dem Glottertal (Schwarzwald)

Foto Brügel & Schall, Stuttgart

Bei den meisten Kindern aber wird man auftauchende Launen oder Widerspenstigkeiten wie das Unkraut auf unseren Kulturfeldern beurteilen müssen, nämlich als Begleiterscheinungen der Domestikation, die dafür sorgen, daß der Boden, der zwar in Kultur genommen werden muß, um uns das tägliche Brot zu geben, dennoch nie seine ursprüngliche wilde Kraft ganz verliert. Und ich kenne auch genug Lehrer, die klug genug sind, aus Fehlerscheinungen zu schließen, daß ihre Art der Erziehung noch nicht die richtige war.

Den Zwiespalt aber, der heute noch im Erziehungsproblem steckt, werden wir erst dann richtig begreifen und harmonisch lösen, wenn uns die Lösung unseres Zeitproblems selbst gelungen ist, das mit dem der Erziehung untrennbar verbunden ist, nämlich der Zwiespalt: Natur—Technik. Die Lösung lautet auch hier: die technische Entwicklung unserer Zeit im Weltmaßstab wird nur dann für die Erziehung der Menschheit segensreich verlaufen, wenn sie die Wildnis nicht sterben läßt, sondern immer wieder in die wunderbaren und rätselhaften Augen der Erdmutter Gäa schaut und sie furchtlos bejaht.

Hugo Hertwig

Zwiegspräch auf einer Siedlung

Gast: „Guten Morgen, lieber Freund! Hoffentlich hast du besser geschlafen als ich! Mich hat eure — nach meinen städtischen Begriffen — nächtliche Arbeit etwas gestört. Sag mal, steht ihr immer so früh auf?

Siedler: „Na, wie sollten wir's sonst schaffen? Der Morgen ist zum Schaffen die beste Zeit."

Gast: „Habt ihr schon eure Gymnastik gemacht?"

Siedler: „Wenn du mir heute hilfst, wirst du morgen nicht

wieder diese Frage stellen. Du wirst selbst bald spüren, wie auf der Siedlung alle Muskeln bei der Arbeit gebraucht werden, und wirst froh sein, wenn sie Ruhe haben."

Gast: „Sei mal ehrlich, für die Dauer muß es doch auf der Siedlung langweilig sein. Keine Tageszeitung — was in der Welt geschieht, erfahrt ihr ja gar nicht! Legt nur fleißig Geld für Radio zurück, das müßt ihr doch bald haben."

Siedler: „Gewiß wäre Radio gut. Aber ist es nicht richtiger, wir sparen erst für Obstbäume, damit unsere Kinder möglichst bald viel Obst essen können? Aber wir nehmen dankbar Zeitschriften an, die geistig die Gedanken anregen oder von ähnlichem wie Kunstschaffen berichten, von Staatskunst oder Wissenschaft usw., wenn du mal welche hast. Sie können ja getrost einige Monate alt sein. Glaubst du, wir hätten Zeit für eine Tageszeitung? Als ich zu siedeln anfing, hielt ich so etwas noch für nötig. Heute, nach 8 Jahren, liegt noch ein Stoß unangesehen da. Im Sommer hoffte ich, daß ich im Winter Zeit genug dazu fände. Doch im Winter mußte dieses und jenes getischlert werden, des Pferdes Geschirr war ausbesserungsbedürftig, die Frühbeete nahmen mich sehr viel in Anspruch, da war so viel zu tun, daß nur das Wesentlichste gemacht werden konnte. So verging ein Jahr nach dem andern. Ich habe auf der Siedlung erst gelernt, was wesentlich ist; vorher hatte ich es mir nur eingebildet, es zu wissen. Die Natur ist im Innern nicht so tot, daß man in ihr Abwechslung brauchte."

Gast: „Arbeitswütend seid ihr ja. So verrückt! Ihr hättet es im alten Beruf viel bequemer haben können. Sieh, deine Eltern stehen sich so gut, während ihr euch hier so abplagt und durchschlagt."

Siedler: „O du armer Mensch! Was hast du für einen Begriff von „Armut"! Siehst du unsere große Einfachheit als Armut an? Wenn wir nicht so einfach lebten, wären wir schon lange nicht mehr hier. Der Inhalt ist wertvoller als die Form im Leben! Wir setzen uns nicht ins warme Nest, sondern erkämpfen uns die Grundlage zum Leben selbst. Es geht auch ohne Verschuldung, natürlich nur Schritt für Schritt. Aber was dann entsteht, ist organisch gewachsen und somit erst lebensfähig! Habe ich alles selbst aufgebaut, liebe ich es um so mehr; freudig übersteht man schwere Zeiten."

Gast: „Du hast doch aber so blendende Examen gemacht, wie gut bezahlte Stellen hättest du bekommen! Wenn du wirklich mal keine Stelle hast, unterstützt dich doch der Staat".

Siedler: „Solange ich zwei Fäuste habe, die kräftig genug sind, um den Spaten führen zu können, will ich dem Volke nicht zur Last fallen. Bildest du dir etwa ein, ich hätte in der Technik eine höhere Aufgabe zu erfüllen gehabt? Dort können unzählige meinen Beruf ausführen. Wer von ihnen hätte aber meinen Posten als Siedler, vor allem als Ostsiedler besetzt? Ich hielt diese Arbeit für nötiger als die in der Technik, ich sah die Fehler der Menschen auf dem Wege zur Scholle, ich sah die Notwendigkeit des Einsatzes im Osten. Sollte ich etwa über das Erkannte nur Reden schwingen und schreiben? Ohne selbst danach zu leben? Mich trieb die Pflicht zum Einsatz."

Gast: „Deine Klugheit hättest du in der Technik aber besser verwerten können als hier."

Siedler: „Besser? Was ist wichtiger: Technik oder das innere Leben und der Osten? Wo würden wir landen, wenn nur die im Osten siedelten, die eben zu dumm sind, um in der Stadt oder im Westen ihr Dasein fristen zu können oder etwas zu schaffen, wenn es mal schwieriger ist? Sind nicht schwere Aufgaben im Osten zu lösen, die des Einsatzes der Klügsten und Edelsten wert sind? Der Osten ist vom Slaventum sehr gefährdet, aber selbst wenn er nicht in Gefahr wäre, hätte ich hier gesiedelt. Denn ich erkannte, wie wir der Natur, dem Quell alles Seins, in unserm ganzen Leben entrückt sind. Und gerade der Osten ist noch nicht zu sehr von der Zivilisation verdorben, seine Natur ist herb und unberührt. Wir brauchen zum Neubau des Lebens, innen und außen, das, was gesund und hart macht. Mich zwang noch keine Not um Arbeit und Brot, als ich das noch brachliegende Land hier zu bearbeiten anfing. Der Geist der Arbeit und der Wille zu ihr sind das Entscheidende im Leben. Wir sind glücklich; freiwillig übernahmen wir unsere Lebensaufgaben als Ostsiedler. — Wirken nicht Beispiele besser als Reden? Glaubst du, daß unser und unserer in reiner Natur aufwachsender Kinder späteres Leben keinen Einfluß haben wird auf das Leben der Deutschen?"

Gast: „Ohne Zweifel. Warum versuchst du nicht, vom Staat Geld geliehen zu bekommen?"

Siedler: „Ganz abgesehen davon, daß ich als Siedler keine Schulden haben möchte und ich ohne Zwang dem Volke nicht zur Last fallen will, etwa weil es die Masse so macht, eine Siedlung muß auf festen Füßen stehen, der Siedler muß sie selbst von Grund an ganz allmählich aufbauen, wachsen lassen, daß ein gesunder, auch selbständig lebensfähiger Organismus entsteht, mit dem das Siedlerpaar aufs engste verwachsen ist. Dabei kann sich der Mensch prüfen und einleben; in der Wirtschaft werden Schritte vermieden, die der Siedlung Untergang verursachen können. Der Anfang ist von Geldbesitz nur sehr wenig abhängig: brachliegendes Land ohne Gebäude ist billig, und wenn man früh genug anfängt, so kann man, wie ich es tat, das Land anzahlen und bis zur Abtragung der Schuld sich in einer Bretterbude durchschlagen. Ich bebaute das Land anfangs landwirtschaftlich und hatte daher genügend Zeit, mir nebenbei noch etwas zu verdienen. Sieh, wenn mehrere, vielleicht durch mein Beispiel angeregt, so siedeln und sich dabei gegenseitig helfen, gehts schneller, und manche Fehler werden vermieden."

Gast: „Ich verstehe aber nicht, wie ihr auf einen grünen Zweig kommen wollt. Keine Schweine, die Einnahmequelle des Bauern!"

Siedler: „Vom Schweinemästen ist das Bauer-Sein nicht abhängig. Ich kann mir nicht so viel Land kaufen, um noch ein Schwein ernähren zu können. Die Abfälle fressen Ziege, Pferd, meine Edelkaninchen und die Hühner. Beim Schwein hat man nur ganz geringen Vomhundertsatz von den Nährwerten, die man hineingesteckt hat, und diese noch in versäuerndem Zustand. Die heute übliche Nahrung wirkt reichlich sauer; die meisten Krankheiten sind aber erst durch versäuertes Blut möglich, der Körper ist nicht mehr widerstandsfähig."

Gast: „Ich staune über eure Frische und Leistungsfähigkeit."

Siedler: „Unser Gemüse und Obst enthält auch alle Nährwerte. Bei uns wird nicht viel gekocht, und unser Gemüse schmeckt köstlich. Bei uns kommt aber nur verrotteter Kompost in den Boden. Gewiß ist das mit frischem Dung gedüngte Gemüse größer, weil aufgeschwemmt, und bringt heute noch oft mehr Geld. Aber sind wir hier, um möglichst viel Geld aus der Erde zu wirtschaften? Es wäre niedrig, wollten wir unsern Volksgenossen in den Städten Nahrung andrehen, von denen wir wissen, daß sie das Blut versäuert und nicht die Nährstoffe hat, die der Mensch braucht und im Gekauften zu finden meint."

Gast: „Aber der Kampf ums Dasein? Seid ihr nicht auch gezwungen, möglichst viel Geld zu verdienen?"

Siedler: „In der Natur vom Geld abhängig sein? Aber, lieber Freund! Schulden habe ich nicht, Steuern und Schulgeld zu zahlen, muß allerdings Geld übrig sein. Ebenso für Schuhzeug, Frühbeetglas, Werkzeug und Holz, meine Frau will mal braunen Zucker haben oder ähnliches. Ja, soviel kann ich auf dem Markt schon absetzen. Im Winter spinnen und weben wir unsern Flachs. Sieh her, wie haltbar der

Stoff ist. Das Haus bauen wir nach und nach weiter, wie wir gerade Baustoffe kaufen können. Natürlich machen wir alles selbst, so gern wir auch Handwerkern Verdienst geben würden; doch daß uns das schuldenfreie Siedeln möglich ist, ist wichtiger. Wenn später unsere Kinder mehr Platz beanspruchen, ist unser Haus geräumig. Die Kinder des Siedlers dahinten wollen, durch die Schulden des Vaters und des dadurch entstandenen Lebens vom Siedlerdasein enttäuscht, lieber heute als morgen zum Westen oder in die Stadt zurück. Ich aber kann hoffnungsvoll in die Zukunft schauen: meine Kinder werden wie ich Gott in der Natur erleben und sich immer zur Natur sehnen. An ihren Eltern sehen sie den Segen, der durch freiwillige Übernahme höherer Pflichten zu uns kam."

G. Elert

Biologischer Landbau als Grundlage gesunder Ernährung

Eine Überschau

Entartung und Anfälligkeit unserer Kulturpflanzen müssen heute auch dem Außenstehenden zu denken geben. Die Klagen über Mißwuchs, Unfruchtbarkeit und rasches Verderben wollen nicht enden. Mit ungeheurem Aufwand zieht die chemische Industrie gegen Pilzkrankheiten und Schädlinge zu Feld, ohne jedoch der Ursache nahe zu kommen.

Die Gründe sind ohne Frage vielfach in der naturwidrigen Düngung und Bodenbearbeitung zu suchen. Es wird dabei so verfahren, daß der Mist in frischem Zustand untergegraben oder -gepflügt, die Jauche auf die wachsende Pflanze gegeben wird. Beide Stoffe befinden sich am Beginn eines Fäulnisprozesses, der sich im Boden fortsetzt, ihn allmählich verseucht und Schädlinge anzieht. Die Substanz der hierdurch ernährten Pflanze ist aufgetrieben und grobstrunkig. Beim Kochen fällt sie zusammen. Geschmack und Bekömmlichkeit lassen sehr zu wünschen übrig. Die Pflanzen neigen zur Fäulnis wie die Nahrung, aus der sie sich aufbauen. Weder als Konserven noch im Einschlag sind sie lange haltbar.

Außer dem Stallmist werden in steigendem Maße künstliche Düngemittel verwendet. Es sind Salze, die die einzelnen Pflanzennährstoffe in konzentrierter Form enthalten. Auf den Boden gestreut, lösen sie sich innerhalb kürzerer oder längerer Zeit und sind dann ohne weiteres von den Pflanzen aufnehmbar. Leider sind dem pflanzlichen Organismus fertige Nährlösungen auf die Dauer ebenso unzuträglich wie dem Menschen. Besonders unter dem Einfluß des schwefelsauren Ammoniaks entwickelt sich ein krankhafter Überwuchs. Auch in anderer Beziehung geht die Kunstdüngerwirtschaft von falschen Voraussetzungen aus. Sie sieht nur die zu ernährende Pflanze. Währenddem verödet der Boden durch die ätzende Wirkung der Salze und wird immer unlebendiger, humusärmer, unfruchtbarer. Seit dem allgemeinen Gebrauch der Kunstdüngemittel beobachten wir bei den Menschen Krankheiten, die früher in viel geringerem Maße aufgetreten sind, z. B. Embolie, Krebs.

Es ist gewagt, hier ohne Weiteres Zusammenhänge aufdecken zu wollen, da ja auch auf anderen Gebieten die gesundheitsschädlichen Einflüsse zugenommen haben. Allerdings scheint es ziemlich sicher, daß Hautausschläge und Furunkulose auf diese Weise entstehen können.

Die Ernährungsumstellung kann unter Umständen durch falsch behandelte Gartenerzeugnisse sehr erschwert werden. Kinder und Kranke sind geschmacklich sehr empfindlich und leiden unter der Unbekömmlichkeit doppelt. Sehr zweckmäßig wäre

Foto A. Maier, Köln

Hoch im Jahr

Nun sind die großen Sonnenblumen
schon alle Mütter geworden
und neigen ihr dunkles Gesicht
still zu den Kleinen hinab.

Und längst auch vorbei ist die bunte,
die fröhliche Wiesenblüte.
Nur zarte, schwankende Gräser
zittern dem Herbst noch entgegen.

Das reife Korn wich der Sense
und harrt in der Scheuer der Stunde,
da neu in der Frucht sich vollziehe
die Wandlung durch Tod zu schaffendem Leben.

Hohe Zeit des sinkenden Jahres,
du greifst auch nach mir . . !
Mütterlich reife mir nun
in Herbstbereitschaft die Seele,

Damit sie sich neige, sicher und klar,
der dunklen Wandlungskraft des Todes,
ganz ihn durchdringend mit ewigem Leben
des alles umschaffenden Geistes!

Hilde Dischner

es, in diesem Falle sich mit einem bestimmten Gärtner in Verbindung zu setzen, den man dahin beeinflußt, daß er seine Gemüse wenigstens während der Wachstumsperiode nicht mit Jauche und Kunstdünger behandelt.

Seit Jahren sind Bestrebungen im Gang, Gartenbau und Landwirtschaft wieder auf eine natürliche Grundlage zu stellen. Es soll hier nur von der sogenannten biologischen Düngung und Bodenbearbeitung die Rede sein, die uns in ihrer ganzen Auffassung wohl am nächsten steht. (Ausführliches bringt die Zeitschrift „Bebauet die Erde" von Ewald Könemann.)

Ihre Grundsätze ergeben sich aus den Vorgängen in der freien Natur. Organische Abfälle aller Art, Laub, Stroh, Mist usw. werden in Haufen oder Silos kompostiert bis zu einem erdähnlichen, geruchlosen Zustand. Der fertige Kompost wird nur leicht eingeharkt, niemals eingegraben. Flüssiger Dünger vergärt in großen Fässern, Kunstdünger kann, wo nötig, in kleinen Mengen dem Kompost zugesetzt werden. Außerdem spielen Kalkung und Gründüngung eine Rolle bei der Bodenverbesserung.

Alle Bemühungen laufen darauf hinaus, den Boden humoser, wärmer, lebendiger zu machen, die Tätigkeit der Bodenbakterien zu fördern. Von diesem Gesichtspunkt aus muß unsere derzeitige Abfallwirtschaft und Kanalisation als eine grobe Verschwendung angesehen werden. Müll und Abwässer ergeben nach mehrjähriger Verrottung (bezw. fünfmonatiger in Kompostsilos) wertvollen Humusdünger. Stattdessen verseuchen sie heute die Flüsse, verunzieren die Landschaft oder erzeugen minderwertige Produkte (Rieselfelder). Gleichzeitig werden unsere Böden immer humusärmer, weil man den natürlichen Kreislauf der Stoffe unterbricht und dem Acker nicht das wiedergibt, was ihm entnommen wurde*.

Die Reform der Abfallwirtschaft ist eine der Hauptaufgaben des Biologischen Landbaues. Bei ihrer Durchführung, die in kleinerem Umfang vielfach erprobt ist**, könnten Landwirtschaft und Gartenbau sehr viel wirtschaftlicher arbeiten. (Die Ausgaben für Handelsdünger sind unverhältnismäßig hoch.) Auch die Einschränkung des Viehbestandes ließe sich dann einfacher durchführen. Sie ist notwendig, wenn das Ziel einer bodenständigen Ernährung erreicht werden soll, d. h. wenn möglichst viele Menschen von einem bestimmten Stück Land leben müssen. Tierzucht bedeutet, vom Standpunkt der Nahrungsmittelerzeugung aus, einen ziemlichen Leerlauf, da der größte Teil der vom Vieh aufgenommenen Stoffe für das eigene Leben verbraucht und nur ein kleiner Hundertsatz zur Bildung der menschlichen Nahrungsmittel, Fleisch, Eier, Milch, verwendet wird. So können je nach Güte des Bodens etwa 5—10 mal soviel Menschen mit Gemüsekost vom gleichen Grundstück ernährt werden, als mit Fleischkost. Eine allzu radikale Umstellung ist allerdings nicht wünschenswert. Es ist wohl damit zu rechnen, daß die Erfahrungen einzelner fortschrittlicher Siedler erst in ein bis zwei Generationen eine allmähliche Umformung älterer Betriebe zur Folge haben werden.

Neben der Düngung ist die Art der Bodenbearbeitung wichtig. Hier heißt es „tief lockern, nicht wenden!" Die Bodenbakterien der tieferen Schichten sterben, wenn sie nach oben gebracht werden und umgekehrt. So wird der Spaten durch Wühlgeräte verdrängt. Bei der großen Lichtempfindlichkeit der Kleinlebewesen verbietet sich eine tiefe Bodenbearbeitung während der hellen Jahreszeit von selbst. Aus dem gleichen Grunde wendet man mit gutem Erfolg die Bodenbedeckung an: Laub, Torf usw. werden zwischen den einzelnen Reihen dünn ausgestreut, bis die Pflanzen selbst genügend Schatten geben. Unter der Deckschicht bleibt der Boden locker und feucht, es kann also viel Arbeit für Hacken und Gießen gespart werden. Genau wie im Wald und anderen natürlichen Pflanzenverbänden gilt hier der Grundsatz „Schatten am Boden, Licht auf die Blätter". Je großzügiger einer Pflanze der Platz zugemessen wird, d. h. je mehr sie Luft und Licht bekommt, desto vollkommener sind die Erträge. Enge, dumpfe Gärten, zu dichte Saatreihen, spätes Auslichten vermindern die Qualität erheblich, besonders hinsichtlich des Vitamingehalts.

In der Schädlingsbekämpfung sucht man durch vorbeugende Maßnahmen die scharfen Spritzmittel und Beizen allmählich auszuschalten. Neben der sachkundigen Sortenwahl und großer Sauberkeit in der Pflege kommt hier hauptsächlich der Vogelschutz in Frage. Ferner gibt es schädlingsfeindliche Pflanzen (Pyrethrum usw.), aus denen man ungiftige Spritzmittel herstellt.

Immer mehr kommt man vom Massenanbau nur einer Pflanzengattung, der das Aufkommen der Krankheiten begünstigt, zur Gemischtpflanzung. Über die langjährige Beobachtung der verschiedenen „Freundschaften und Feindschaften" führt der Weg zum natürlichen Pflanzenverband. (Erdbeeren werden z. B. durch die Nähe von Fichten begünstigt.) Auch glaubt man zu wissen, daß einzelne Gewächse bestimmte Schädlingsarten abhalten können. Zwiebeln werden zwischen den Kohl gesetzt gegen Kohlweißling, Kapuziner unter die Apfelbäume gegen Blutlaus, Petunien sollen den Kartoffelkäfer abhalten. Immerhin sind alle diese Versuche noch sehr im Fluß.

Gemüse und vor allem Früchte, die auf einem langjährig biologisch gedüngten Boden gewachsen sind, zeigen eine solche Vollkommenheit an Geschmack, Farbe, Duft und Größe, daß sie ohne weiteres überzeugend wirken müssen. Natürlich kommen solche Erfolge nicht von heute auf morgen. Man muß schon sehr viel selbst beobachten und darf nicht schematisch fremde Ratschläge befolgen.

Seit 2 Jahren bewirtschafte ich ein Gemüseland, das früher wüster Acker war. Aus äußeren Gründen habe ich die biologischen Grundsätze nicht konsequent befolgen können, strebe es aber immer mehr an. Die Ergebnisse sind befriedigend, z. T. sehr gut, jedenfalls immer besser als bei den Nachbarn. Dabei habe ich erheblich weniger Arbeit. Natürlich fehlt es nie an Kritik, Fragen und Neckereien. Es geht fast niemand ohne Bemerkung vorüber. Besonders im Frühjahr, wenn ich ohne zu graben einsäe, meinen die Westerwälder: „Ei Maadche, dos git dr ja dei Läwe nix!"

Es wird aber heute auch durch ernsthaftere Einwände und Voraussagen nicht mehr zu widerlegen sein, daß mit der biologischen Wirtschaft ein Weg zur Erzeugung ausreichender und gesunder Nahrung gezeigt wird. Marie Petersen

---

* Vergl. unter „Beiträge zur Landbebauung und Siedlungsfrage", Oktoberheft 1935, S. 241, „Der Mensch und die Fäkalie."

** Dies ist auch in ganz großem Maßstabe bereits erprobt worden in den fernöstlichen Ländern, insbesondere in China und Japan. Dort werden sämtliche in den großen Städten anfallende Abfallstoffe gesammelt und sorgfältig kompostiert.

Deutschlands größte gärtnerische Siedlung

Wenn wir aufmerksam die Landkarte des deutschen Reiches betrachten, entdecken wir inmitten der Städte, Flußläufe, Gebirgszüge und dicht besiedelter landwirtschaftlicher Bezirke feingestrichelte Flächen von großem Ausmaß, die uns unbewohntes Ödland bezeichnen. Moore sind es, die sich nur schwer kleine Landstrecken zur Urbarmachung abringen lassen. Und dennoch ist es gelungen, in dem unwegsamsten Teil, dem Hochmoor von Ostfriesland, eine Gärtnereianlage entstehen zu

lassen, durch die mehr als 100 Siedlerfamilien in schmucken Backsteinhäusern mit blühenden Gärten ansässig geworden sind.

Der Beginn der Bodenbearbeitung liegt weit zurück. Das Resultat der ersten Bemühungen war jedoch vollkommen unzulänglich. Vielleicht mußten zuvor die technischen Wunderwerke erstehen, die es ermöglichen, jährlich viele tausend Tonnen Torf zu gewinnen. Vielleicht war der Wagemut der Privatinitiative erforderlich, um dieses Unterfangen zu beginnen und durchzuführen.

Wenn man heute nach Wiesmoor kommt — und diese dem Moor abgerungene Ortschaft lockt Forscher, Fachleute, führende Männer aus ländlichen Bezirken zu verständnisvoller Besichtigung — scheint sich das Erfolgsergebnis aus dem Rätselhaften ins Begreifliche und Bewunderte zu lösen. In einem ewig sich erneuernden Kreislauf vollzieht sich die Mannigfaltigkeit von Torfgewinnung, Stromerzeugung, Kultivierung von Obst und Frühgemüse. Die Ideenverbindung zwischen diesen weit auseinanderliegenden Dingen stellt sich auf einem mehrstündigen Besichtigungsrundgang ziemlich mühelos her. Aber das Staunen über diese gewaltige Anlage mit ihrer Dreigliederung der Arbeitsgebiete bleibt.

Riesenbagger, die an urweltliche Tiere gemahnen, wühlen Tag und Nacht mit rotierenden Schaufeln die zähschlammige Erde auf, zerschneiden sie in gleichmäßige große Stücke und werfen diese Soden in langer Wellenlinie auf das weitgestreckte Feld. Nach vollzogenem Trockenprozeß wandert der neugewonnene Torf in das Kraftwerk, das Nordwestdeutschland mit Licht und Kraft versorgt und gleichzeitig Glashäuser in einer Ausdehnung von 50 000 Quadratmeter beheizt, ihnen die in den Abgasen enthaltene Kohlensäure zuführt und dem gut kompostierten Erdreich durch vorgewärmtes Rieselwasser die nötige Feuchtigkeit und Bodenwärme vermittelt. Die günstige Zusammensetzung der Gartenerde wird erzielt durch Verwendung von jodhaltigem Nordseeschlick, Stalldünger und des durch Gründüngungspflanzen mit Bakterien angereicherten Bodens.

Daß bei diesem Verfahren bereits im März grüne Bohnen und Erdbeeren geerntet werden, die Tomatengewinnung sich auf die Monate April bis Juli und Anfang Oktober bis Ende Dezember erstreckt, Gurken während des ganzen Jahres keine Unterbrechung im Versand erfahren, versteht man erst, wenn einem bei der Besichtigung der Warmhäuser Züchtung und Reifen erklärt wird. Dennoch bleibt Unbegreifliches. Wo sah man je zuvor Gurken in gleicher Länge und Rundung? Wo leuchtete das schimmernde Rot der Tomaten von gleich vollsaftigen, prallen Früchten, wo zeigten Melonen diese Größe, wo haben Erdbeeren ein ähnliches Aroma? Während man in preisenden Worten die Qualität rühmt, erfährt man von den Mengen, die Wiesmoor in seinen Glashäusern und in Freilandkulturen hervorbringt. Dazu wächst auf den Feldern Hafer, Roggen, Klee, Lupinen, während grünglänzende Wiesen nahrhaftes Weideland bieten.

Wissenschaft, Technik, Industrie und Landwirtschaft haben sich verbinden müssen, um diese Mannigfaltigkeit der Aufgaben zu einer großen Einheit und Einheitlichkeit zusammenzuschweißen. Der Kaufmann ist hinzugekommen, um den Frühgemüsen aus Wiesmoor Absatzgebiete zu erschließen. Heute rollt in langen Zügen von der eigenen Bahnstation aus allmorgendlich die frische Ernte nach Berlin, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Köln, Dresden, Leipzig, Nürnberg, Königsberg, ja, bis hin zu den skandinavischen Ländern, um als begehrte und allseitig geschätzte Marktbereicherung empfangen und weitergeleitet zu werden.

Diese Moorkolonie verdient unser Interesse jedoch keineswegs nur durch die wertvolle Ergänzung unserer Ernährungsversorgung. Ihr gebührt das unbestreitbare Verdienst, unerschlossenes Gebiet zu Heimstätten für Siedler umgestaltet und diesen Familien zu ihrem Heim zugleich dauernden Erwerb vermittelt zu haben. Wenn man diesen Männern und Frauen aller Altersgrade beim Werkeln auf dem Gelände oder im eigenen Gartenbereich zusieht, spürt man ihre frohe und dankbare Verbundenheit zu dem, was da in Mühen und Sorgen erstanden ist aus Moor und Heide. A. F. S.

Siedlungswillige Jugend greift zur Selbsthilfe

Gesunde Jugend, die um jeden Preis wieder auf dem Lande seßhaft werden will, ist erfinderisch geworden. Da es ihr vielfach an den geringsten Barmitteln fehlt, hat ein vorbildlicher Gemeinschaftsgeist die Gleichgesinnten zusammengeführt, und solche Kreise erreichen ihr Ziel heute im Gruppensiedlungsverfahren.

In einem alten Stall auf dem Hof des 1500 Morgen großen Vorwerks eines größeren ostpreußischen Gutes hat sich eine Gruppe solcher siedlungswilliger junger Männer eine vorläufige Unterkunft gezimmert. Ihre Anspruchslosigkeit an die Gegenwart ist geradezu rührend, die unter diesem notdürftigen Dach lauter brennende Hoffnungen und einen zähen Zukunftswillen beherbergt.

Unter straffer Führung eines älteren, praktisch bewährten Kameraden, der die ostpreußischen Verhältnisse gründlich kennt, bewirtschaften sie das Land gemeinsam und bauen gleichzeitig für einen Teil der Gruppe, die hier später seßhaft werden soll, die ersten Höfe auf. 13 Bauernhöfe und 9 kleinere Stellen für Handwerker und Gewerbetreibende, Schul- und Sportplatz nicht zu vergessen, sind in dem Aufteilungsplan vorgesehen, den die zuständige Stelle der provinziellen Siedlungsgesellschaft auf Grund ihrer alten Erfahrungen aufgestellt hat.

Der besondere Sinn dieses aus kleinen Anfängen langsam weiter entwickelten Verfahrens zur Aufteilung großlandwirtschaftlich genutzter Flächen in Bauernland liegt in dem Einsatz einer in kameradschaftlicher Selbsthilfe arbeitenden Gruppe junger Siedlungsbewerber. Während der alleinstehende Bewerber um eine neue Bauernstelle bei den heutigen Land- und Baustoffpreisen im allgemeinen ein ziemlich erhebliches Eigenkapital braucht, um die nötige Anzahlung leisten zu können und mit der Bewirtschaftung zu beginnen, ersetzt das Gruppensiedlungsverfahren weitgehend das fehlende Kapital durch den persönlichen Arbeitseinsatz des späteren Neubauern und seiner Kameraden. In jedem Jahr kommt allerdings nur ein Teil der Gruppe zur Ansetzung auf eigener Scholle; die übrigen ziehen weiter auf das nächste Gut. Aber wer tüchtig und ausdauernd ist, kommt doch mit Sicherheit schließlich zu dem Ziel, das seiner Fähigkeit und seiner Bewährung in der Gruppe entspricht.

Wohlgemerkt — das Land gehört zunächst der Siedlungsgesellschaft. Erst wenn die Gruppe ihre Arbeit hineinsteckt und die Gebäude errichtet hat, geht das Eigentum an diejenigen über, die auf diesem Gut als Siedler bleiben sollen. Während der ganzen Aufbauzeit wird kein Lohn gezahlt. Neben freier Unterkunft und Verköstigung gibt es allein ein Taschengeld von 10 Mark im Monat! Die Arbeitskleidung bringt jeder selbst mit. Es gibt auch keine Versicherungen außer der Zugehörigkeit zur Berufsgenossenschaft, die alle eventuellen Unfallfolgen deckt. Jeder lebt und arbeitet unter großem eigenen Risiko, wie es nur entschlossene, zielbewußte Menschen von fester Gesundheit eingehen werden. Die Gruppensiedlung ist eben keine „Betreuungsmaßnahme", sondern vielmehr die aus eigener Kraft aufgebaute Selbsthilfe der

Jugend, die unbedingt auf dem Lande seßhaft werden will. Der innere Schwung, der diese Bewegung möglich macht und trägt, kommt aus einer klaren Erkenntnis, nämlich der Erkenntnis der Notwendigkeit, den immer noch menschenleeren deutschen Osten mit seßhaften Existenzen auszufüllen und aus dem hartnäckigen Willen, diese Erkenntnis im eigenen Leben in die Tat umzusetzen!

So finden sich in dieser Bewegung zwei sonst oft sich widerstrebende Kraftströme der deutschen Jugend in einer sachlichen Aufgabe zusammen: der idealistische Schwung der aus der Stadt herausbrechenden Jugendbewegung und der praktische Lebenswille der bodenständigen Landjugend, beide auf der Suche nach freier Seßhaftigkeit. Der gemeinsame Aufbau verbindet diese verschiedenartigen Elemente zu einer tragfähigen menschlichen Grundlage für das Leben des neuen Dorfes.

Die beteiligten Stellen in der Verwaltung, Partei und berufsständischen Organisation haben die Bedeutung dieses Siedlungsverfahrens für die Zukunft der deutschen Jugend erkannt und bieten ihm weitere Entwicklungsmöglichkeiten. Der provinzielle Siedlungsträger hat das Land und einen Gutsverwalter zur Verfügung gestellt, der die ordnungsmäßige Wirtschaftsführung im landwirtschaftlichen Betrieb überwacht.

Auch der weitergehende Versuch einer langjährigen gemeinsamen Bewirtschaftung mit allmählichem Aufbau der neuen Stellen aus den Erträgen und ersparten Löhnen des Gutsbetriebes ist bereits an anderer Stelle begonnen worden. Dadurch wurde nicht nur die Ansetzung von Siedlern ohne erhebliches Eigenkapital in breiterem Umfang ermöglicht. Es wurden darüber hinaus Ersparungen an öffentlichen Krediten möglich, die bis jetzt zu jedem Siedlungsbau in Anspruch genommen werden müssen.

Außer den günstigen Aufbaubedingungen, die es jungen und vermögenslosen Siedlungsbewerbern überhaupt erst möglich machen, sich einen eigenen Hof aufzubauen, hat ein neues Dorf, das als Gruppensiedlung entstanden ist, gute Voraussetzungen für das spätere Fortkommen der Siedlerfamilien. Der von Anfang an erprobte Zusammenhalt wird fortgesetzt in Genossenschaften und kleinen Arbeitsgemeinschaften, die das Wirtschaftsleben des Einzelnen erleichtern und verbilligen. Bei richtiger Besetzung auch der nicht bäuerlichen Berufe wird ein solches Dorf zu einem dauerhaften Beispiel wahrhaft sozialistischer Lebenshaltung. Evamaria Blume

Aus der Lüneburger Heide

Nie hätte ich geglaubt, daß eine Landschaft eine so zwingende Gewalt auf den Menschen ausüben, sein Ich mit allem Selbstbewußtsein und den vielen Alltagsschlacken so stark zurückdrängen könnte, wie es die Heide tut. Man kann nicht einfach über sie hinwegschreiten und sie wie ein leuchtendes Gemälde beschauen. Sie selbst schreibt dem Wanderer die Wege vor, sie zwingt, erdrückt und erschüttert ihn, wie es nur Urgewalten und göttliche Kräfte vermögen. Man glaubt ausgelöscht, beiseite geschoben zu werden, und eine tiefe Traurigkeit steigt in einem auf angesichts der eigenen Begrenztheit und der Grenzenlosigkeit der niederdeutschen Heidelandschaft. Und wenn man allmählich stille wird und hineinhorcht in die Stimmen der Heide, so wird einem plötzlich bewußt, daß der Geist Gottes schon seit Urzeiten am Antlitz dieses herben und aufwühlenden Landes geformt hat, und daß auch die Menschen, die hier groß werden, ihr herbes, verschlossenes und dennoch trotziges stolzes Wesen von ihrer Landschaft empfangen haben. Wer sich nicht ganz von sich lösen kann, wird weder die Heide noch ihre Bewohner lieben und verstehen. Aber wem es allmählich gelingt, dem tun sich auch unbegrenzte Weiten und köstliche Weisheiten kund.

Alles ist groß und gewaltig, obgleich es sich einfach und fast gegen eigenes Wollen darbietet. Weite braune Hochflächen, die sich wellenförmig bis zum Horizont dehnen und in einem bläulichen Schimmer zerfließen, uralte in Eichenhainen versteckte und von stattlichen Wäldern und saftigen Wiesen umsäumte Gehöfte, strohgedeckte, den Zauber vergangener Jahrhunderte tragende Schafställe und Scheunen, hölzerne, zwei-

Heidehof
mit
Eichenknüppelzaun

Foto
Saebens, Worpswede

stöckige Treppenspeicher aus dem Mittelalter, Wachholdergruppen, die an Zypressenhaine des Südens erinnern, anmutige Flußtäler, unendliche Waldungen, brütende Hochsommersonne, lechzende Sandwege, die die ganze Heide durchziehen, und auf denen man noch die Räder alter Lastwagen knarren und stöhnen hört, bequeme, schmale Radfahrwege, die die Weite überwinden helfen und zu so mannigfachen und köstlichen Naturbeobachtungen und Stimmungserlebnissen führen, daß man ihnen ein besonderes Danklied singen muß. Birkenalleen, die Musik sind, Hügel- und Steingräber, die zum Besinnen über das Schicksal und Leben unserer Vorfahren nötigen. Gewitterwolken und spukhaft zerzauste Kiefern, einsame Wachholder, unerbittlicher, Sand und Regen vor sich her fegender Steppenwind, einsame frierende struppige Heide und Granitblöcke im Herbst, schlafende Heide und Wiesenränder im Schnee, austretendes, äsendes Wild am Abend, Sonnenaufgang am Wilseder Berg, Sturm im Toten Grund wie Erbförsterstimmung, heimkehrende Schnuckenherde, träumende flimmernde Heide im bräutlichen Festtagskleid, Glockengeläut im alten Kirchlein und wieder Sternenhimmel und Schweigen der Nacht — und das alles ganz groß und durch keine andere Wirkung abgeschwächt, das ist die Heide.

Und sie, die schon von Anbeginn eine melancholische Wehmut empfangen hat, sie kämpft jetzt einen letzten verzweifelten Kampf um ihre Existenz. Und manchmal ist's, als ob die stille Heide sich aufbäumen wolle gegen alles, was ihr von Menschen angetan. Entdeckt vor nunmehr 40 Jahren von Malern, Dichtern und naturbegeisterten Hamburgern ist das schlafende Dornröschen der Anziehungspunkt für viele wanderlustige Menschen geworden. Märchen und Lieder hat es denen geschenkt, die lauschen konnten, Freude und Rast den Wandernden, Erquickung den seelisch Durstenden. Ja, sein rosenrotes Kleid hat es opfern müssen, einmal dem Wald, der nach Einschränkung der Schnuckenhaltung ungestört aufwachsen konnte, einmal dem Plaggenhieb und später der Technik und Industrie, die sich die weiße, graue und grüne Kieselgur, sowie das verborgene Erdöl zunutze machte. Und dann ist die Rüstungsindustrie gekommen, die ihre Erngeschütze auf den weiten Heideflächen ausprobiert, und als es einmal angefangen hat, da haben immer mehr Menschen Lust bekommen, sich für irgendwelche Zwecke ein Stück Heide anzueignen.

Die Heide kriecht in die stilleren Winkel zurück, sie versucht sich zu schützen, zu wehren. Ihr Zauber entschwindet bis der aufgewirbelte Staub sich gelegt hat und die Abenddämmerung der Wirklichkeit einen leichten und mit zunehmender Dunkelheit immer dichter werdenden Mantel umhängt. Dann ist die Heide wieder sie selbst. Aber am Morgen liegt Tau auf den Sträuchern, und man spürt, daß die Heideseele geweint hat.

Und auch Menschenseelen weinen. Seit einem Jahr verfolgt sie die Furcht, die wohl schon einmal Lebewesen erzittern ließ, als die Eiszeit heranbrauste und alles zermalmte und umgestaltete, was hier existierte. Und was dann immer wieder kam in langen und hartnäckigen Stammes- und Glaubenskämpfen, die Angst, die Heimat zu verlieren. Und der aus der Ferne heranrollende Spuk, dem man sich mit altem Niedersachsentrotz entgegengestemmt hat, er hat sich in einem der schönsten und unverfälschtesten Heidegebiete eingenistet und hält seine Beute umklammert, um sie nicht wieder frei zu geben. Der Heidjer, mutig und kräftig genug, sein Land, seine seit Jahrhunderten der Sippe, der Familie gehörende Scholle gegen einbrechende Horden und räubernde Feinde zu verteidigen, ist den Mächten nicht gewachsen, die ihn der Heimat berauben wollen. Er hat die Fremden nicht gerufen, die seine Landschaft verherrlicht haben, er hat den Wanderern, die oft durch Abkochen oder Fahrlässigkeit seine herrlichen

Die Reiterstadt Verden/Aller (Reitturniere) früherer Bischofssitz

Waldbestände dem vernichtenden Feuer ausgeliefert haben, keine Wegweiser und Wanderzeichen an die einsamen Waldkreuzungen gesetzt. Er hat kein Verlangen nach Bohrtürmen und Kieselgurgruben gehabt, ebensowenig wie er, der noch ein echter Jäger und Heger von Wild und Wald ist, sich Geschütze und Flieger herbeigewünscht hat. Einengung, Raumbegrenzung hat es für ihn nicht gegeben. Er, alter Überlieferung ergeben, hat seinen Besitz nicht weniger geliebt, gepflegt und nach außen verteidigt, wie es die alten Sachsenherzöge getan haben. Niemand hat dem Heidjer, der auf seinem alten Edelsitz wie ein kleiner ungekrönter König herrscht, in seine Pläne hineinreden können, ebenso wenig wie er sich anmaßte, einem andern die Freiheit streitig zu machen.

Selten haben die alten Heidebewohner über den Rahmen ihrer engeren Heimat, über Ülzen und Soltau und Celle hinausgeschaut. Sie haben ja in der Heimat volles Genüge und sehnen sich nicht in die Ferne. Gerade so wie sie einen eigenen durch die Hermannsburger Mission geprägten innigen Glauben und kirchliche Frömmigkeit haben, so innig und tief sind sie davon überzeugt, daß niemand ihnen ihre Heimat streitig machen kann, die seit jeher der Ausdruck der Verbundenheit von Blut und Boden ist, das ewig Lebendige, das Gesetz und Ordnung im Wechsel des Schicksals, im Kommen und Gehen der Geschlechter bedeutet, die verschwiegen und heimelig ist wie ein Märchen und zähe und kraftvoll wie die alten Eichen, die auch dem heftigsten Sturm trotzen — die Scholle, auf der sich die Vorväter bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, der Boden, der erst durch den Fleiß und die Treue ganzer Geschlechterreihen Ackerland und Nahrung bot.

Elly Helberg

Zwei Bäuerinnen

Die alte Aiv und ihre Nachbarin, die Magdalene Frey, hielten treue Freundschaft nun wohl schon fünfzig Jahre lang. Die Aiv hieß eigentlich Eva Engelhöfer, aber weil ihr vom großen, schönen Engelhof nichts mehr geblieben war als ein paar Ackerstückchen und ein niederes Ausdinghäuschen, in dem sie mit einem Urenkelkind wohnte, hieß sie eben nur „d' Aiv". 84 Jahre war sie alt und sehnte sich zu sterben. Viel Jammer und Mühsal hatte ihr das Leben gebracht; noch viel schwerer wäre es gewesen ohne die treue Hilfe der Lena Frey.

Als blutjunges, hübsches Mädchen vom Unterland hatte die Aiv einst den Engelhöfer geheiratet. Mit dem reichen, jungen Schwarzwaldbauern schien ihr das Glück sicher. Kinder kamen zur Welt, die Eva war häuslich und fleißig und voll sonniger Freundlichkeit gegen groß und klein. Sie freute sich, als ihrem klugen Mann ein Gemeindeamt nach dem andern zufiel.

Aber hatte sie ihn über ihrer Arbeit in Haus und Hof zu sehr seine eigenen Wege gehen lassen? Er fing an, den großen Herrn zu spielen, der mit der Kutsche durchs Land fuhr und in feinen Gasthöfen teuren Wein trank. Zuerst ganz langsam, dann rasch und rascher ging es abwärts mit dem Engelhof. Ein Acker wurde verkauft, dann ein Waldstück, dann wieder eines, der Viehbestand vermindert, bis der Engelhöfer sich eines Tages an der Gemeindekasse vergriff und ins Gefängnis kam. Die Eva ersetzte den Schaden, aber nun war sie bettelarm.

Ein an Leib und Seele gebrochener, kranker Mann kehrte zu ihr nach Jahresfrist zurück, den sie, ohne zu klagen, die paar Jahre, die er noch zu leben hatte, treulich versorgte. Ihre Kinder strebten in die Stadt, kaum daß sie der Schule entwachsen waren. Dort standen sie nicht unter der Schande, die der Vater über sie alle gebracht hatte, wie hier auf dem Dorfe. Sie schlugen sich schlecht und recht durchs Leben, nie blieben sie lange bei einer Sache oder an einem Orte; das Glück blühte keinem. Mißraten war der Jüngste, der Wilhelm, ein Taugenichts, bald auf der Landstraße, bald in Haft oder aber daheim bei der Mutter, die er plagte mit Schelten und Mißhandlungen, wenn sie ihm kein Geld fürs Wirtshaus geben konnte. Wie oft schon war die Aiv mit dem kleinen Mädchen zu der Nachbarin geflüchtet, wenn der Wilhelm im Rausch nach Hause kam und alles kurz und klein schlug und die Mutter umzubringen drohte. War er fort, so stand sie doch unaufhörlich unter der Angst — konnte er nicht gerade heute wiederkommen?

Ein kleines, verhuzeltes Weiblein war die Aiv geworden, das mit Mühe die paar kleinen Äcker, die Hühner und die Geiß besorgte. Von ihren Kindern ließ sich — außer Wilhelm — selten eines sehen, zu sehr waren sie der Mutter und der Heimat entfremdet. Die Lena aber kam mit Mehl und Kartoffeln, wenn die Aiv selbst nichts mehr hatte.

Wohl war die Lena auch schon alt, aber doch zehn Jahre jünger als die Nachbarin. Groß und hager und derben Angesichts hätte ihr niemand angesehen, daß sie ein Großstadtkind gewesen war, als sie den Brauereifuhrmann heiratete, den Frey, der vom Schwarzwald stammte. Wortkarg und verschlossen ging sie ihren Weg, nur der Aiv erzählte sie manchmal aus jener Zeit, da ihrer beider Leben noch nicht nebeneinander dahin geflossen war.

„Ein armes Waisenmädchen bin ich gewesen", sagte sie, „in harten Dienststellen. Da war ich froh, als mich der Frey zum Weib nahm. Er war dann auch zufrieden mit mir, wie ich meine Sach schaffte und noch in andrer Leute Häuser ins Waschen und Putzen ging. Aber eben immer mürrisch und verbittert war er; des Großvaters Hof, den er hätte erben sollen, ist auf einen Vetter gekommen, das hat er nicht verwunden. Als ihn dann ein Gaul so bös gestoßen hatte, daß er fast ein Jahr nicht mehr recht hat gehen können, da hat ihm die Brauerei dazu verholfen, daß er hier hat das Wirtschäftlein kaufen können. Ich vergesse dirs nie, Aiv, wie du dazumal zu mir gehalten hast, als ich so fremd im Dorf war und die Leute so kalt und so mißtrauisch gegen mich. Und hast als die Engelhöferin dazumal doch soviel gegolten, daß dir jede Bäurin freund sein wollte. Aber bist manchesmal am Sonntag in die Kirche und auf den Friedhof mit mir gegangen.

Kinder hatte sich die Lena gewünscht. Die sollten spüren, daß sie eine Mutter hatten, eine schöne Jugend müßten sie haben! Sie kamen ja auch stetig vorwärts. Aber der Frey sagte nur: „Wenn wir so viel gespart haben, daß wir einen Hof kaufen können — dann!" Beim Wirten wollten sie beide nicht bleiben. Wenn auch Gäste genug kamen und später alljährlich Sommerfrischler und Wintersportler, weil alles gut und pünktlich gereicht wurde, so daß sie immer wieder vergrößern mußten — so spürten doch Mann und Frau, daß sie für Wirtsleute zu wenig heiter, zu schwerblütig waren. So arbeiteten und sparten sie und gönnten sich nichts, bis sie Äcker kaufen konnten, auch von denen, die vordem zum Engelhof gezählt hatte. Und als ein stattliches Bauernanwesen feil wurde neben dem ärmlichen Häuschen, in das die Aiv gezogen war, erstand es der Frey, nachdem er die Wirtschaft gut verkauft hatte. Nun hätte sich auch der Erbe einstellen dürfen. Allein nun blieb ihnen Kindersegen verwehrt. Da nahmen sie ein Bruderskind des Frey ins Haus, ein Mädchen.

„Bist eine gute Bäurin geworden", hatte die Aiv manchmal zur Nachbarin gesagt, „man glaubt es nicht, daß du von der Stadt bist!" Ja, die Lena hatte viel gelernt, was sie lernen mußte und gerne auf den Feldern gewerkt oder das Vieh besorgt. Ihr dünkte die Arbeit am eigenen Grund und Boden die schönste, ihr, der die ganze Jugend hindurch im Waisenhaus kein einziges, kleines Plätzchen allein gehört hatte. Ein wenig fremd war sie in der Dorfgemeinschaft freilich geblieben, und als nach langen Jahren gemeinsamer Arbeit ihr Mann starb, war sie so froh an der Aiv wie diese an ihr, weil auch sie einen Menschen zu vertrautem Umgang brauchte.

Für die Aiv sorgte sie, die sie selbst fast keine Bedürfnisse hatte, und noch für manche im Dorf, auf eine herbe, verschlossene Art. Nicht jeder bekam von ihr, worum er sie bat, aber keiner, der wirklich in Not war, ging ohne Hilfe von ihr. Und die Dorfkinder wußten, warum sie sich so oft vor ihrer Haustür herumtrieben — in einer Lade hatte sie immer ihre guten, selbstgebackenen Lebküchlein und daneben Äpfel liegen, und wenn es schon Mai war! Und Birnschnitze und gedörrte Zwetschgen, von denen jeder bekam, der sauber gewaschene Hände hatte.

Die Lena schaffte weiter mit Knecht und Magd. Die Nichte hatte sich in die Stadt verheiratet, aber häufig kam sie mit ihren Kindern hergefahren. Sie brachte einen Plan mit für der Base alte Tage, den sie jedesmal eifriger bei der Base vertrat, daß der endlich bang war, wenn die Verwandten kamen; ihr konnte er nicht gefallen. Sie wollten ein Haus bauen in der Stadt. Und die Base müßte dann zu ihnen ziehen. Sie hätte es viel schöner als auf dem Land. Überhaupt stamme sie doch aus der Stadt und müsse sich ja immer dorthin zurückgesehnt haben. „Du kannst doch nimmer lang die Landwirtschaft behalten. Verkauf dein Anwesen; mit dem Geld können wir zusammen schön bauen, daß es dir gewiß gefällt!"

Die Lena spürte freilich, daß sie nicht mehr lang würde Bäurin sein können. Ein Gliederleiden mit starken Herzbeschwerden, lang geheim gehalten, ließ sich nicht mehr ver-

bergen. Noch hatte sie treue Dienstboten, wenn das anders würde? Aber sie wollte nicht in die Stadt! Das Schwarzwalddorf war ihre Heimat geworden, seine Wälder und Felder ihre Freude, und die Aiv brauchte sie.

Die Nichte und ihr Mann ließen nicht nach mit Bitten und Versprechungen, wie sie sie pflegen wollten, stellten ihr die Verlassenheit vor, wenn sie das Bett würde hüten müssen und kamen endlich mit einem Kaufliebhaber, einem jungen Bauern vom Dorf, der als pünktlicher Zahler galt. Das Leiden beugte Lenas hohe Gestalt. Aber noch wehrte sie sich. „Solange die Aiv lebt, bleibt alles beim Alten", sagte sie fest. Damit mußten sich die Verwandten zufrieden geben.

Aber die Aiv tat ihnen den Gefallen und legte sich aufs Sterbebett. Freilich lag sie lange, ohne eigentliche Krankheit, nur müd und matt, bis sie dann endlich die Augen für immer schloß. Als von ihren Kindern jedes ein paar Habseligkeiten mitgenommen hatte — der Wilhelm war irgendwo auf der Wanderschaft —, Aivs Urenkelin inzwischen bei Bauersleuten untergebracht, da verschloß der Bürgermeister das Häuschen. Ihm hatten die Kinder Vollmacht gegeben, es zu Geld zu machen.

Lenas Nichte aber kam wieder und wieder. Die Base spüre doch selbst, wie sie hinfälliger werde. Bei ihnen müßte sie sich um nichts mehr kümmern und sollte es gut bekommen. Kinder seien doch auch da, die sie ja gern habe. Eines Tages war der Mann der Nichte da und der junge Bauer, der den Hof kaufen wollte mit seinem Vater. Ein Schriftstück lag auf dem Tisch, der Kaufvertrag. Die Lena war heute besonders von Schmerzen und Bangigkeit geplagt. Vielleicht hatten die Jungen recht! Ihnen und ihr war so wohl am besten geholfen!

Und nun war es so weit. Bis das Haus in der Stadt gebaut war, sollte Lena wohnen bleiben. Dann würde es der neue Besitzer herrichten lassen und mit einer jungen Frau einziehen. Ihre größte Obstwiese und einen schönen, großen Fruchtacker hatte die Lena nicht mitverkaufen lassen. Vielleicht konnte sie im Sommer und im Herbst von der Stadt herreisen. Aber nein, dann bekäme sie nachher nur noch mehr Heimweh, das sie jetzt schon Tag und Nacht unaufhörlich quälte. Ihr graute, wenn sie an den Tag dachte, an dem sie vom Dorf fort sollte.

Wie schön sah sie aus den Fenstern über Feld und Wiesen hin zum Wald! Hatte sie das bisher genug geschätzt? Auf ihre Hacke gestützt, ging sie auf ihren Acker, hackte und grub, wo es eigentlich nichts mehr zu tun gab. Aber sie mußte noch den eigenen Boden, die liebe Schwarzwalderde spüren; sie hatte sie nie verlassen wollen, bis man sie in ihr zur letzten Ruhe betten würde.

Noch ehe die Lena in die Stadt übersiedelte, war sich der Gemeinderat einig geworden, daß die Gemeinde das Häuschen der Eva Engelhöfer kaufen wollte, das höchstens dem Wilhelm, dem Trunkenbold, als Unterschlupf dienen oder von unerwünschten Bettelleuten gekauft werden würde. Die Gemeinde aber würde es abbrechen lassen, und der Käufer von Lenas Hof war schon im voraus froh über den freien Platz, den er kaufen wollte, um mehr Hofraum zu gewinnen.

Als aber der Verkauf stattfand, Bürgermeister und Büttel, Gemeinderäte und Schreiber und allerlei Neugierige um der Eva alte Behausung herstanden, trat die Lena Frey unter sie. Die kleine Summe, die die Gemeinde-Verwaltung bezahlen wollte, überbot sie und sagte, daß es alle hören konnten, sie wolle Eva Engelhöfers Häuschen kaufen und habe noch so viel Geld, um es gleich zu bezahlen. Da wolle sie wohnen, solange ihr noch zu leben vergönnt sei. Es werde niemand zuwider sein, wenn sie Evas junge Urenkelin zu sich nehme zu Hilfe und Pflege. Sie wolle ihr Wiese und Acker zuschreiben lassen. Der Bauer müsse sich eben noch etwas gedulden, bis er seinen Hofplatz größer machen könne. Nicht allzu lange mehr, setzte sie mit einem Lächeln hinzu, das schon von der Ewigkeit stammte.

Elisabeth Fezer

Der Acker

Ewig ist der Acker. Er ist vom Urbeginn der Welt und bleibt ewig jung, ewig gebärend. Viele, viele Menschenspuren sind in ihm versunken. Er hat Hände hart gemacht und sie mit Schwielen gesegnet. Aus tausend und abertausend Schwierigkeiten sind Früchte gewachsen.

Geschlechter hat er gespeist, und Geschlechter haben in seiner Fron gestanden. Hoffnungen, Segenswünsche und harte Bauernstunden sind in seine Furchen gefallen. Aus Sonne und Regen und der Kraft seiner Erde läßt er Brot wachsen. Der Acker ist der Herbergsvater der Lerchen, der Gastgeber für bunte Feldblumen und der Tisch der Menschen. Er ist die lebendige Predigt von Gottes Güte.

Im Acker liegt der unsichtbare Anker, der den Bauer hält. Aus ihm rieselt die Quelle aller Kraft. Seine Nähe nährt die Stärke. Er ist die Heimat und die letzte Herberge der Menschen.

Felix Burkhardt

Seltsame Bienenstöcke

Die Volkskunst ging immer schon ihre eigenen, oft wunderlichen Wege. Vor allem ist es die Schnitzerei, von bäuerlichen Fäusten in langen, einsamen Winterabenden geübt, die durch höchst eigenwillige Leistung überrascht. In den Alpentälern sind es die Herrgottschnitzer, im Erzgebirge die bäuerlichen Künstler der Weihnachtskrippen und in den schlesischen Bergen die Hersteller jener holzgeschnitzten Bienenstöcke, die uns durch ihre eigenwillige Formensprache erfreuen.

Die Imkerei, seit ältesten Zeiten als ein „königliches Handwerk" gerühmt, reicht mit ihren Sinnbildern in die Anfänge aller kulturellen Entwicklung zurück. „Immenwächter" als Sinnbilder schützender Gottheiten sind uns bereits aus germanischer Zeit bekannt. Die seltsamen Figuren — Bienenstöcke aus Schlesien, von denen unser Lichtbild drei besonders charakteristische Stücke zeigt, sind die letzten Erben jener altgermanischen Überlieferung. Aus den Gottheiten der Väterzeit wurden Dämonen und böse Geister, aus den Immen-

wächtern wurden Figuren der christlichen Heilslehre. Das Barock, fantastisch und schöpferisch in seinen Gedankengängen, griff den alten gotischen Imkerbrauch wieder auf und gestaltete jene „Klotzbauten" in vollendeter Weise.

Die Stöcke sind aus einem Baumstamm (Lindenholz) geschnitzt und farbig bemalt. An der Vorderseite zeigen sie das Flugloch, im Innern sind die Wabenkästen angebracht. Ein Teil der Stöcke ist noch heute im Gebrauch.

Als Sinnbilder gedankenreicher Gestaltungskraft, als Zeugen echter, bäuerlicher Frömmigkeit sind diese Bienenstöcke anzusprechen; sie sind aber auch die Künder einer vielhundertjährigen Überlieferung, die ihre Wurzeln im Väterglauben suchen darf. Mit neu erwachtem Verständnis pflegt der schlesische Bauer und Imker diese Zeugen alter, wertvoller Volkskunst. Fritz Wiedermann

Anmerkung zu „Bienenstöcken".

Die vorhergehende Abbildung läßt erkennen, welche Bedeutung in früheren Zeiten der Biene und der Honiggewinnung beigemessen wurde. Damals wird allerdings der Honig noch ein hauptsächliches Mittel zum Süßen der Speisen gewesen sein. Aber man wußte auch um den großen gesundheitlichen Wert des Honigs. Heute kommt noch ein anderes hinzu, was die Bienenhaltung unbedingt notwendig erscheinen läßt. Wir wissen, daß die Befruchtung der Obstblüten (Äpfel, Birnen usw.) mittels der Übertragung durch die Bienen geschieht. Geringe Obsternten bei wohlgepflegten Obstgärten haben also ihren Grund mit darin, daß es zu wenig Bienen gibt. Müßten nicht die Behörden Mittel und Wege finden, daß in jedem Dorf, in jeder Gemeinde Bienenzüchter sind, die diesem Übel abhelfen und bessere Obsternten herbeiführen hülfen? (D. Schriftltg.)

Noch etwas von deutscher Volkskunst

Je mehr wir in die deutsche Vorgeschichte eindringen, um so mehr erkennen wir den wahren Stand der Kultur unserer Ahnen. Grabfunde legen ein eindeutiges Zeugnis ab für ihre Lebensgewohnheiten, Sitten und Gebräuche. Wenn wir uns die Art der Kleidung, ihre faltige Tragform, den Kimonoschnitt der Frauenblusen oder den Mädchenschnürrock vorstellen, so müssen wir über diese durchdachte Kleidung staunen. Nimmt man hinzu, daß damals schon, also vor 3500 Jahren etwa, die Verbesserung der Gewebe durch Verfilzung vorgenommen worden ist, und daß man die Dehnbarkeit der Stoffe in der Diagonale dazu benutzte, den Männerkittel nachgiebig und schmiegsam zu gestalten, so wird einem klar, daß die Fähigkeiten der Germanen sich auf mehr als auf Kriegführen und primitives Haushalten erstreckten. Und nicht nur die Stoffe, auch die Geräte und Schmuckstücke aus der Bronze- und Eisenzeit fallen dem Beschauer auf; die Webstühle und die bäuerlichen Gefäße weisen eine praktische und vielseitige Ausnutzung der gegebenen Möglichkeiten auf.

Obwohl der städtische, oftmals verbildete Geschmack vielfach auch in Bauernhäusern seinen Einzug gehalten hat, haben doch mancherlei Zeugen alten Brauchtums die Jahrhunderte überdauert und sich in der einen oder anderen Familie erhalten. Untersuchen wir nur einmal näher die Schnitzereien und Malereien an den prachtvoll stabilen Tischen, Stühlen, Wandbekleidungen usw., garnicht so selten finden wir, daß die uralten Symbole wie Lebensbaum, Sonnenrad und Hakenkreuz in vielerlei Ausschmückung vertreten sind. Auch die heiligen Tiere wie Pferd, Hirsch und Vogel, die auf den mit deutschen Pflanzen gefärbten und den orientalischen in nichts nachstehenden masurischen Teppichen auftauchen, stammen aus dem germanischen Kulturkreis.

Mit welcher Liebe und Sorgfalt haben während des ganzen Mittelalters und in folgenden Jahrhunderten die Dorfhandwerker Acker- und Hausgeräte aus Stabeisen, Eisenblech, Zinn, Kupfer und Messing hergestellt. Kunstvolle Formen sind aus ihren Händen hervorgegangen, selbst der Kesselhaken oder Untersatz für das Plätteisen wurden mit plastischen Verzierungen geschmiedet. Oder die wundervollen Töpferwaren, die durch Brand gelblich bis rötlich gefärbt oder durch Rauch geschwärzt werden — lassen sie nicht auch auf eine über das Notwendige hinausgehende künstlerische Pflege in der Lebensführung schließen? Ist es nicht etwas, zu dem wir heute erst wieder zurückfinden wollen durch eine neue deutsche Volkskunst auf der Grundlage alter Überlieferung?

Wie anheimelnd mutet uns das heute noch übliche mit feiner Pinselmalerei versehene bäuerliche Fayencegeschirr an, wie schlicht wirken die Glasbläsereien der Arbeiter aus den holzreichen und quarzhaltigen Mittelgebirgen. Bast und Leder, seit altersher im Gebrauch, geben auch heute noch das Material für Taschen und anderes Flechtwerk ab, altüberlieferte Körbe aus Weiden wie solche aus Kiefernwurzeln werden auch heute noch in verschiedenen Gegenden geflochten.

Nicht zuletzt sind es die fleißigen Hände der Frauen gewesen, die eine echte Wohnkultur schufen. Das, was sie an langen Winterabenden nähten, webten und stickten, zeichnet sich aus durch eine Schönheit und Haltbarkeit, die Kind und Kindeskinder noch erfreut. Wenn wir durch deutsche Lande wandern, erschließt sich uns in dieser Beziehung noch ungeahnter Reichtum. Die herrlichen Stickereien in Kreuz- und Plattstich zeigen gewöhnlich Muster, die sich durch Jahrhunderte vererbt haben und jedenfalls nordisch-germanischen Ursprungs sind. Leuchtende Schultertücher und glitzernde Hauben, breite Halsbänder, Kämme und Schuhschnallen gehören in vielfacher Abwandlung zu den überlieferten Trachten der einzelnen deutschen Stämme; wie auch die Sitte, die Braut mit einem Kranz zu schmücken, zu unserem Erbgut zu zählen ist, das wir von unseren Voreltern übernommen haben.

Zu wenig haben wir lange Zeit diese handwerkliche Kunst geachtet. Das wachsende Verständnis zeigt sich u. a. auch in der hohen Besucherzahl des neuen Volkskundemuseums im Schloß Bellevue in Berlin, das dazu beitragen wird, die überlieferten Schätze deutscher Volkskunst zu pflegen und daraus Anregung zum Neuschaffen zu gewinnen. H. F.

Jungbäuerinnen im Handarbeitslehrgang

Zum 14tägigen Handarbeitslehrgang kamen am ersten Tage 13 Jungbäuerinnen. Fragende Gesichter, zurückhaltende Mienen. Die geheimnisvolle Kiste mit 20 Handwebrahmen, die überallhin mitwandert (und die oft Wunder wirkt) wird geöffnet. Eine handgewebte Tasche kommt ans Licht, eine Jacke, Schals in lustigen Farben, Kinderjäckchen, Pantoffel, ein Vorleger aus alten Stoffresten gewebt, dann Strick-, Häkel- und Stickmuster aller Art. Diese Dinge wandern nun rund; sie werden eingehend beschaut und befühlt von allen Seiten. Während ich mir scheinbar teilnahmslos am Koffer zu schaffen mache, horche ich aufmerksam auf die Wirkung meiner Zauberkiste. Die Stille ist plötzlich gebrochen, es herrscht eine freudige Lebendigkeit, ein gegenseitiges Zeigen und Erklären — aber dann taucht die zweifelnde Frage auf: „Können wir das denn auch?" Nun gilt es, meine ganze Überzeugungskraft anzuwenden, sie zu übertragen auf die

Ach, Schatz, wenn du über die Gasse gehst

Ach, Schatz, wenn du über die Gasse gehst,
Schau unser Haus nicht an,
Daß unsere Leut' nicht merken tun,
Daß wir uns gerne han!

Ach, Schatz, wenn du in die Kirche gehst,
Schau nicht so hin und her,
Schau du wohl auf dein Büchelein,
Wo Jesus Christus wär!

Ach, Schatz, wenn du zum Tanzen gehst,
Tanz nicht so viel mit mir,
Tanz du mit deinen Kameraden
Und wend' dein Herz zu mir!

Ach, Schatz, wenn du ans Trinken gehst,
Schenk ein ins leere Glas,
Trink allen schwarzbraunen Mädchen zu,
Die du geliebet hast!

Ach, Schatz, wenn du ans Bezahlen gehst,
Bezahl nicht so viel für mich,
Reich du mirs Geld unterm Tische her,
Bezahl ich selber für mich!

Aus „Verklingende Weisen" (s. unten)

Bayrischer Volkstanz — Foto Zeitz, Linden-Verlag

Lernenden. An erster Stelle muß bei unserer Arbeit die Freude stehen, die Freude am Selbstgeschaffenen. So werden oft die schwersten Dinge fertiggebracht; die Finger, denen Nadel und Faden meist ungewohnt sind, wollen oft nicht mittun — der frohe Wille zwingt sie schließlich doch.

Es gilt manche Schwierigkeiten zu überwinden. Fast alle Teilnehmerinnen wollen möglichst viele Kleider nähen. Sie denken nur an die augenblickliche Ersparnis, sie sehen nicht weiter: daß der Lehrgang ihnen Anregung bringen will, daß er Wegweiser sein will zu guter, arteigener Handarbeit.

Noch eine große Schwierigkeit: der ärgste Kitsch ist auf dem Lande vorgedrungen bis ins letzte Bauernhaus und will sich breitmachen. Ein Kissen mit aufgenähten Blumen (aus Zigarettenschachteln) oder eine auf Samt gemalte Landschaft erregt höchste Bewunderung! Hier hilft nur ein liebevolles Arbeiten mit großer Zähigkeit, ein Überzeugen durch gute Beispiele. Das geht nicht ohne Kampf. In vielen Bauernhäusern ist noch ein großer Vorrat an selbstgesponnenem und -gewebtem Leinen, oft ganze Stöße von Männer- und Frauenhemden, die heute nicht mehr getragen werden. Mein Vorschlag, aus einem solchen Leinenhemd eine Bluse mit Kreuzstichstickerei zu arbeiten, wurde einfach überhört und hinter meinem Rücken verlacht. Ich besorgte mir nun selbst ein altes Leinenhemd, schnitt eine Bluse daraus und stickte in roten und schwarzen Zier- und Kreuzstichen Muster hinein. Der Erfolg: am nächsten Tage brachte jede ein Leinenhemd oder ein Stück von einem alten Bettuch, und wir schufen die schönsten Dinge daraus: Tischdecken mit Hohlsäumen und Zierstichen in 2 Farben, z. B. schwarz-gelb oder -rot, Westen und Blusen, besonders auch Kinderkleider in leuchtenden Farben gestickt. Rote und blaue Zackenlitze, mit einem Zierstich aufgesetzt, ergibt einen schönen Besatz. Mit den einfachsten Mitteln gute Wirkung zu erzielen, ist das Bestreben dieser Lehrgänge. Es fehlt den meisten die Vorstellungsgabe, weil sie nicht mehr gewohnt sind, selbst — und sei es das allereinfachste Ding — schöpferisch zu arbeiten. Wir haben aus alten Strümpfen, Trikotwäsche, aus Stoffresten (in Streifen geschnitten) Vorleger, Taschen und Buchhüllen gewebt — Pantoffel und Kinderjäckchen aus Wollresten.

In der zweiten Woche kamen 17 Schülerinnen; viele mußten eine gute Stunde mit dem Rad fahren. Eine große Arbeitsfreude beherrschte uns alle. Sie gab auch unserer Ausstellung ein besonderes Gepräge. Jedes Kleid, jede gestickte und gewebte Handarbeit zeigte in klarer Einfachheit den vielen Besuchern aus Stadt und Land unser Bekenntnis zu guter und arteigener Handarbeit. Anneliese Dick

„Verklingende Weisen". Der Pfarrer Louis Pinck aus dem Bitscher Land in Lothringen hat in unermüdlicher Kleinarbeit die Lieder seiner Heimat gesammelt, alte Volkslieder, die vor 1870 im deutschen Sprachgebiet, viele sogar seit weit über Menschengedenken dort gesungen wurden. — Ein unschätzbares Heimatwerk (4 Bände, Lothringer Verlag und Hilfsverein, Metz) liegt vor uns. In dankbarer Anerkennung für diese „wertvollste Volksliedersammlung seit einem Jahrhundert" hat die Wissenschaft den Herausgeber Louis Pinck mit hohen Ehren gekrönt.

Du legst zu wenig Wert auf dein Äußeres

Meine erste Erinnerung in bezug auf mein Äußeres ist mein vielgeliebtes „Schifferkleidchen": ein gemustertes Wollkleidchen, in dessen Einsatz Schiffchen gewebt waren. Zu diesem Kleidchen hatte ich eine Zuneigung und war betrübt, als ich ihm entwuchs; ich war wohl 5 Jahre alt damals. Danach weiß ich für lange Zeit nichts mehr als die Qual kratzender Wollstrümpfe, die mich so oft zu Tränen brachten, und verschiedene Hutkäufe bei Koopmann, eine höchst mühsame Sache, wobei zunächst die Hutform und dann Tüll, Band, Schnalle, etwa auch Früchte, dazu passend ausgesucht wurden. Mir war nicht recht wohl dabei zumute, besonders ein Sommerhut, bei dem ringsum ein geblümter Tüll überfiel, ist mir in beängstigender Erinnerung.

Als ich 14 Jahre alt war, starb mein Onkel, der Direktor meiner Schule und mein sehr verehrter Lehrer in Religion und Geschichte. Ich trug sechs Wochen lang schwarze Kleider und fühlte mich in meiner Trauer um seinen Verlust wie geborgen in dem Schwarz. Dann kam Pfingsten, ich mußte die Trauer ablegen und ein leuchtend rotes Jackenkleid anziehen und damit spazierengehen, und ganz schrecklich, bis tief ins Körperliche hinein gequält, war mir zumute in dem grellen Rot im hellen Sonnenschein.

In meinem schwarzen Konfirmationskleide fühlte ich mich dann wieder wunderbar wohl.

Bald darauf setzte ich es durch, daß ich kein Korsett anziehen mußte, und mein erstes Reformkleid entstand, das mausgraue, ungeschickt und unschön gemacht, aber wohl war mir darin. Als ich mich bald darauf verlobte, entstanden verschiedene Reform-Gesellschaftskleider; eins war schreiend rosa, sodaß mein Verlobter, als ich ihm damit zum erstenmal aus dem Souterrain auftauchend auf dem Flur unter die Augen trat, trotz seines scherzenden Lachens mir sein Entsetzen nicht verbergen konnte.

Als ich im folgenden Sommer bei meiner Schwester zu Besuch war, wurden für mich von ihrer Schneiderin zwei Kleider für die Hochzeitsreise und erste Gesellschaften als junge Frau gebaut, beides Reformkleider. Meine Schwester gab sich große Mühe darum, zeichnete, überlegte, paßte an usw. Ich kam mir wunderlich vor, eigentlich nicht recht dabei, wenn auch nicht ablehnend, nur froh, daß ich das alles nicht selbst machen mußte, und heimlich mir gelobend, meinerseits später dies Kapitel schneller zu erledigen.

Mein Hochzeitskleid aus weicher, weißer Seide, ganz einfach gemacht, trug ich mit großer Freude an diesem einen Tag. Ich kann mich nicht erinnern, was dann daraus geworden ist. Ich wurde so bald Witwe und trug wieder Schwarz, wieder in diesem Gefühl des Geborgenseins, diesmal lange, und am liebsten wollte ich es immer weiter tragen. Aber das wäre ja allmählich auch eine Art Pose geworden — auffallen wollte ich nicht damit, so ging ich wieder zu Farben über. Ich erinnere mich nur noch an eine schwarze Bluse aus weichem, feinen Stoff, zu der ich ein altmodisches weißes Fichu trug, ich fühlte, daß das wunderschön zu mir paßte und es war mir wohl darin. Ich trug es, als Max Traun zum erstenmale zu mir kam und empfand sein wortloses Staunen über meinen Anblick im Augenblick, als er zur Tür hineintrat; wir hatten uns lieb von diesem ersten Augenblick an.

Dann weiß ich lange Zeit nichts mehr von meinen Kleidern. Weder wo ich noch ein anderer für mich sie kaufte, machen ließ oder machte, noch wie sie aussahen. Ich war immer froh, wenn diese Kleiderfrage rasch erledigt war, mein Gefühl und Geschmack waren in diesen Dingen keineswegs sicher, ich kam mir selbst sehr unbegabt vor auf diesem ganzen Gebiet. Mir lag immer nur an schönen, ruhigen Farben und einfachster Machart, ganz unbekümmert um die Mode. Aber ich kannte die Stoffe nicht, weder ihre Namen, noch ihre besondere Eignung. So trug ich sehr oft Kleider, Mäntel, Hüte, zu denen ich in nur loser Verbindung stand, die ich deshalb auch wenig pflegte und leicht wieder verschenkte. Niemals hatte ich Lust, mich mit diesen Dingen wirklich einzulassen; sobald sie Zeit in Anspruch nahmen, wurden sie mir qualvoll, gerade so wie jede Art von Stickerei und ähnliches.

Nun aber in meiner Ehe mit dem Mann, der in all diesen Dingen einen ausgeprägten Geschmack, eine überlegene Sicherheit und viel Geschick hatte, entwickelte sich mein eigenes Stilgefühl. Nun hätte ich gern auch im täglichen Leben mein Kleid, mein Gewand gehabt. Max half mir dabei, aber hier kam es nie oder selten zu einer befriedigenden Lösung; ich wurde auch jetzt noch ungeduldig, wenn mir mein Zeug Zeit nahm, ich tat ja auch so viel grobe Arbeit und Kleinkinderarbeit zuhause von früh bis spät, dabei mochte ich nichts Schönes oder Zartes anhaben, und im Garten, im Wald, mit dem Rucksack unterwegs, auf der Bahn mit Gepäck belastet — überall mochte ich nur festes, dunkles Zeug haben. Nun außerdem hatte ich wenig Geld und für mich selbst am wenigsten; jetzt mußte ich froh sein, wenn ich etwas geschenkt bekam, und damit fing eine neue Qual an, die ich nicht so recht vorausgesehen hatte, indem nämlich dies Geschenkte oft gar nicht zu mir paßte in Farbe und Form und ich in einen rechten Zwiespalt geriet zwischen Sparsamkeit und Schönheitsgefühl. So trug ich also oft wochenlang ein Kleid, das mir von Tag zu Tag zuwiderer wurde, also daß ich schließlich die Qual für langandauernd befand und mich berechtigt glaubte, das betreffende Stück zu verschenken. Ich fühlte außerdem sehr wohl, daß meines Mannes langsam zunehmende Kühle mit meinem schlechten Angezogensein sehr zu tun hatte. Ich habe schrecklich darunter gelitten, viel mehr als man mir wohl zugetraut hat. Zugleich war auch mein Stolz durchaus dagegen, durch schöne Kleider gewissermaßen um Liebe zu werben. Ich schaue einem Menschen in die Augen, nicht auf die Kleider, ich weiß auch fast nie, was ein Mensch dann und dann, da und dort angehabt hat, obwohl es mir auch Freude macht, schöne Farben und Linien in der Kleidung zu sehen; ich habe auch einen Eindruck seiner Kleidung, aber ich habe mich immer bemüht, ihn nicht danach zu beurteilen, und so wollte ich auch nicht danach beurteilt sein. Ich empfand ganz gut die Berechtigung, ja die Notwendigkeit von sorgfältig gepflegter Kleidung, Wohnung und so weiter; ich habe von jeher jede Unsauberkeit und Vernachlässigung viel stärker gefühlt und erlitten als ich es sagte oder zeigte; ich habe immer und immer wieder aufgeräumt, oft habe ich auch leise geweint über Staub und Schmutz und Unordnung; oft habe ich Mann und Kinder bös gestört in ihren Spielen und Basteleien durch den Aufräume-Dämon in mir. Aber immer wieder habe ich fünf gerade sein lassen um besserer, ja besserer Dinge willen: Spielens oder Lesens mit den Kindern, Musizierens, Hinausgehens oder um des allgemeinen Friedens willen. Und in dieser Richtung strebe ich noch heute: sobald etwas Wichtigeres auf dem Spiele steht, und dies „Wichtigere" kann ich zusammenfassend als das bezeichnen, was uns in jedem einzelnen Fall beweglich, unabhängig, großzügig und friedfertig macht, ja vor allem friedfertig, denn jeder Streit und jede Verstimmung wegen eines unordentlichen Zimmers, eines unausgebürsteten Mantels, eines verschenkten Kleides oder eines improvisierten Mittagessens erscheint mir einfach unwürdig und im eigentlichen Sinne kulturlos.

Die goldene Mittelstraße ist auch hier gewiß das Schönste; tausendfache kleine und große Qual liegt weiß Gott auf diesem ganzen Wege in kleinen und großen Hümpeln verteilt — nichtsdestoweniger gilt wohl auch hier nur ein redliches

Bemühen, und das andere Goethe-Wort: „ein Flügelschlag und hinter uns Aonen!“

Ist es gut, ist es schlecht, daß ich nicht so kann wie ich möchte? Ich weiß es nicht. Ich gebe mir Mühe, jeden Morgen meinen Besen und mein Staubtuch fröhlich zu schwingen. Ich gebe mir auch Mühe, die Söhne zum Schonen ihrer Sachen zu erziehen; sie dürfen auch nicht etwa ihre Jacke oder ihre Schuhe vom Leibe weg verschenken, wie ich es mehr als einmal getan habe. Aber nie werde ich sie dazu erziehen, Wert auf ein gutes Mittagessen zu legen, oder sich beklagen zu dürfen, wenn sie nicht in ihrem eigenen Bett schlafen können, sondern wir streben gemeinsam danach, auf unseren Fahrten mit jedem Lager und dem einfachsten Essen zufrieden zu sein. Sie können sich ja gerne freuen und dankbar sein, wenn ihnen die Tante Dora Arme Ritter bäckt oder Pfannkuchen, und wenn sie bei ihr täglich baden können; aber sie dürfen nicht maulen, weder äußerlich noch innerlich, wenn wir im Zelt schlafen und Brot essen.

Diese Ausführungen sind reichlich weitschweifig geworden und sicher sehr anfechtbar. Vielleicht geht nur daraus hervor, daß ein von vornherein mit einer gewissen Verachtung aller irdischen Güter geborener Mensch trotz aller Mühe, die er sich um der Liebe willen geben möchte, keine gute Hausfrau wird. Das meine ich sehr ernst. Eine gute Hausfrau muß sein in einem Haushalt, besonders heutzutage, wo es sehr auf Gesundheit einerseits, und auf Sparen andrerseits ankommt.

Ach, ich mag es drehen und wenden, wie ich will, ich werde mich nie herausreden und nie rechtfertigen können und will es auch, weiß Gott, nicht.

Und um den Schluß mit dem Anfang zu verbinden: mein Schifferkleidchen ist mir heute noch lieb und gegenwärtig; heute besitze ich nur ein Kleid, ein einfaches schwarzes Samtkleid, das ich als mein Gewand empfinde. Das Gewand zu tragen, in dem man sich wohl fühlt, ist weit mehr als ein Bedürfnis der Eitelkeit; es ist ein Verlangen der Seele nach dem ihr gemäßen äußeren Ausdruck und sollte viel mehr beachtet und liebevoll gestärkt werden. Mein zweiter Wunsch ist der: nur anziehen zu dürfen, was zu mir gehört.

Beide Wünsche werden sich noch nicht so bald erfüllen, und ich setze mich immer wieder darüber hinweg, rühre meine Gelbrüben und meinen Reis, ziehe mein blaues oder grünes Kleid an und die häßlichen Schürzen und mache ein vergnügtes Gesicht dazu, wenn auch nicht immer; dennoch bleiben Wunsch und Ziel lebendig.

Maria Heide

Unfaßbar

Wie der Wind rauscht im Baum
Nah und doch fern und immer unfaßbar,
Und Bilder gleiten im Traum
Nah und doch fern und immer unfaßbar
Fühl deines Wesens Kreise ich
Nah und doch fern umziehen mich
Und immer unfaßbar.

Ida Deeke

Liebesnot

Wenn du eintrittst
Und kummervoll mich deine Augen grüßen
Und schweigend an mir vorüber dann du gehst,
Ist mir's, als ob die roten Dahlien in meiner Vase
Wie eine große Wunde brennen hin
Und ihre Sterne tropften Blut.

Und dennoch macht die Schönheit solcher Traurigkeit
Mich erbeben,
Wie wohl der Baum erbebt,
Wenn lautlos hin zur Erde
Seine Blüten ihm entschnei'n.

Ida Deeke

Von ganzen und halben Wahrheiten, Lügen und Verschleierungen

„W a s i s t W a h r h e i t?“ Unbeantwortet geht die Frage des Pilatus durch die Jahrtausende. Je höher ein Mensch steht, umso heißer ist sein Bemühen, ganz wahr zu sein, die Wahrheit zu ergründen und für sie einzutreten. Hier tritt der seltene Fall ein, daß nicht der Erfolg entscheidet, sondern die aufgewendete Mühe, denn das Ringen um die Wahrheit stählt die Kräfte und erhöht den Wert des Menschen. In der Unmöglichkeit ganz zu ihr durchzudringen, liegt der Ansporn, der uns davor bewahrt, im ruhigen Besitz zu erschlaffen, weil nicht die Wahrheit durch uns gewinnt, sondern jeder einzige von uns durch sie.

Ganz wahr zu sein — eine ewige Menschheitssehnsucht birgt sich in diesem Wunsche, ein Verlangen, das niemals volle Erfüllung finden kann. Es ist ein köstlich Ding, die Wahrheit zu lieben, darum erziehen wir unsere Kinder dazu und wissen doch, daß Fälle eintreten können, in denen sie werden leiden müssen, weil es unter unseren menschlichen Verhältnissen nicht immer möglich ist, streng bei der Wahrheit zu bleiben. Es gibt allerdings Wahrheitsfanatiker, die da glauben, stets und unter allen Umständen die Wahrheit sagen zu müssen. Sie halten es für einen Beweis persönlichen Mutes, und tatsächlich vertraut man ihnen unbedingt, weil man weiß, daß sie auch unangenehmen Wahrheiten nicht aus dem Wege gehen. Als angenehm empfindet man solche Leute freilich selten, denn mehr oder weniger unterliegen wir alle dem Wunsche, mit allzu harter Offenheit, die meist nahe mit Rücksichtslosigkeit verwandt ist, verschont zu werden. Das Wort Wielands „Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt“, verrät, wie weit diese menschliche Schwäche, die wir begreifen, weil wir selbst nicht frei davon sind, verbreitet ist.

Von denen, die uns am nächsten stehen, wollen wir jedoch keine Täuschung. Was bei andern als Schonung, als zarte Rücksicht empfunden wird, von ihnen lehnen wir es ab. Je höher wir einen Menschen werten, desto bitterer enttäuscht uns von ihm eine Lüge, ein Verschweigen, ein Umgehen der Wahrheit. Hält er uns für so klein, daß wir ein offenes Wort nicht vertragen können? Freundschaften sind daran gescheitert, daß einer, von dem wir es erwarteten, den Mut dazu nicht fand . . . Und es ist ein guter Prüfstein, wenn eine harte, unerbetene Wahrheit einer Freundschaft keinen Stoß versetzt.

Nur wenigen Menschen ist es gegeben, mit Anmut unliebsame Dinge auszusprechen, so wie Horaz es wohl meint, wenn er sagt: „Doch lächelnd die Wahrheit sagen, was liegt daran?“ Die Kunst, eine Form zu finden, in der man auch Unerwünschtes offen aussprechen kann, ist den Meisten fremd. Wenn in dem Lächeln, wie Horaz es vorschlägt, sich Güte, Nachsicht, Verstehen ausdrückt, kann die Offenheit trotz allem beglücken. Denn — wenn der Freund mich nicht so hoch einschätzte, nicht glaubte, mir mit seiner Aufrichtigkeit zu nützen, würde er sie dann wagen?

„Zwischen uns sei Wahrheit“ — beglückend, wenn die Worte des Orest an Iphigenie immer gelten! Zwischen Eheleuten müssen sie oberstes Gebot sein, wenn die Ehe Bestand haben und wirkliches Glück auslösen soll. Kindern eine Unwahrheit zu sagen, ist ein tausendmal schlimmeres Vergehen, als einem Erwachsenen gegenüber. Sie rächt sich auch ungleich

schwerer, weil sie nicht nur dem Kinde den Glauben raubt, sondern ihm auch das schlechte Beispiel gibt. Kinder, die in der reinen Luft eines wahrhaftigen Elternhauses aufwachsen, nehmen unbewußt einen Schatz an Mut, Sicherheit und Stolz mit ins Leben, der ihnen später ungeheuren Halt geben kann.

Im geselligen Leben kann es manchmal ganz unterhaltend sein, ja, gelegentlich geradezu zur Bewunderung herausfordern, wenn jemand in kritischer Lage sofort eine glaubhafte Ausrede zu erfinden weiß. Für Kinder und Halberwachsene kann ein solcher Mensch zur Gefahr werden, weil ihnen die Sicherheit und Gewandtheit imponiert und sie sich nicht klar machen, daß eine Lüge die andere nach sich zieht, vor allem aber, weil das Beispiel lockt, und ein Kind die Scheu vor der meist bequemen Lüge gar bald verliert. Gerade im geselligen Verkehr nehmen es ungemein viele Menschen mit der Wahrheit nichts weniger als genau, obwohl sich fast immer die Lüge leicht umgehen ließe. Einen Menschen gibt es, dem wir die Lüge fast immer verzeihen: Es ist der Arzt, der in schweren Krankheitsfällen glaubt, Kranken, denen er nicht mehr helfen kann, wohltätig die Wahrheit verschleiern zu müssen. In der Tat gibt es Krankheiten, bei denen es geboten erscheint, den Leidenden bis zuletzt in dem Wahne zu erhalten, daß er wieder gesund werden könne. Zu erkennen, wenn einen Sterbenden Fragen quälen, über die er sich gerne noch aussprechen möchte, bleibt dem menschlichen Taktgefühl der Umgebung vorbehalten. Hier kann die barmherzige Lüge, die Wohltat bedeuten sollte, für die Zurückbleibenden zum lebenslänglichen Vorwurf werden.

Die volle Erkenntnis der Wahrheit, das fühlen wir dunkel, ist ein zweischneidiges Schwert, darum schließen wir uns Lessings Meinung an, wenn er sagt: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!" ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!"

Elisabeth Fries

Pfingstreise nach Schwarzerden

Wer zum ersten Mal in die Rhön kommt, ist von der Schönheit der Landschaft überwältigt. Der vom Hochgebirge kommende Betrachter wird überrascht sein durch das ruhige Gleichmaß der sanft ansteigenden Berge, das dem Blick das ganze Rund des Horizonts freigibt. Die Höhenzüge, die wenig Hochwald tragen, könnten an eine Mondlandschaft erinnern, aber da wir uns auf der Erde befinden und es zudem Pfingsten ist, ist die Landschaft lieblich, frisch und grün.

Die Schule Schwarzerden liegt auf einer von diesen vielen Höhen. Man ahnte nichts von ihr, da sie sich in einigen verstreuten kleinen Häuschen befindet, wenn sich nicht in der Frühe die Schar der 40 Schülerinnen aus dem Umkreis dort zusammenfänden. Es ist Grundsatz der Schulleitung, daß die Mädchen verteilt bei Bauern wohnen. Sie sollen lernen, unter oft primitivsten Verhältnissen sich ein ihnen angepaßtes Heim (die Grundeinrichtung ist von der Schule gestellt) zu schaffen. Nach eigener Laune und Geschmack mögen sie sich ihre persönlichste Welt aufbauen. Die Ergebnisse dieser Mühen sind wirklich reizend und in der Vielfältigkeit ihrer Ausführung erstaunlich.

Über den Sinn und Zweck der Schule zu sprechen erübrigt sich wohl, weil es an dieser Stelle schon öfters und deutlich geschehen ist. Aber da es mir bei meinem Besuch erlaubt wurde, einigen Unterrichtsstunden als Gast beizuwohnen, so will ich ein wenig aus der Anschauung heraus erzählen, weniger von dem Inhalt als von dem Stil des Unterrichts. In den theoretischen Stunden sitzt die Klasse um einen Bauerntisch, am Kopfende die Lehrerin. Nach der Durchnahme des neuen Stoffes findet Aussprache statt; die Mädchen dürfen ihre Einwände machen, nie werden diese als unreif oder undiskutierbar zurückgewiesen. Es werden Referate verteilt, die im Kreis der Klasse, bei Vorgeschrittenen vor der ganzen Schule vorgetragen werden. Das Abhalten von Referaten vor Schülern und Kollegium verlangt ein beträchtliches Stück Selbstüberwindung, ein Durchbrechen der Schranken, die sich jeder um seiner Behaglichkeit und Ruhe willen unbewußt aufrichtet. Hier gibt es keine Entschuldigung, auch nicht für die Zaghaftesten. Die von den Schülerinnen abzuhaltenden Lehrproben in der Gymnastik verlangen gut durchdachten methodischen Aufbau, sie werden der schärfsten Kritik unterworfen. In der Gymnastikstunde ist mir aufgefallen, daß die Lehrerin nicht mitturnt. Sie sitzt wie auf der Lauer, jeden Fehler erspähend. Ihre Angaben sind kurz, anschaulich, anfeuernd. Die Disziplin ist ungewöhnlich, man „hört die Stille", wenn auch die Diele leise knarrt. In der Körperpflege wurden heiße Wickel gegeben, ganze Packungen gezeigt, Dampfbäder gerichtet und so fort. Erstaunlich ist auch hier wieder die strenge Methodik, die unbarmherzige Genauigkeit, mit der jede Handbewegung der Schülerin beobachtet wird und endlich die durchdachten Fragen der Lehrerin, die auf das Interesse der (hier nur eingebildeten) Patienten gerichtet waren.

Am ersten Pfingsttag fand die jährliche Tagung des Schwarzerdener Bundes statt. Ich konnte als nicht Angehörige nur den geselligen Teil am Nachmittag mitmachen. Darüber wäre eine kleine Geschichte zu schreiben, so viel Lustiges, Freundliches und Eigenartiges bot sich für den Gast. Die Kunst des Festefeierns ist doch noch nicht gestorben. Eine Schülerin war verantwortlich für die angemessene Abwicklung dieses Nachmittags. Der Turnsaal wurde in kürzester Zeit in einen Festsaal verwandelt, geschmückt mit Laub und Blumen. Lange, niedrige Tische, besetzt mit buntem Geschirr und Blumenschalen, durchzogen den Saal; die Gäste saßen davor auf dem Boden wie die Chinesen. Wenn man daran gewöhnt ist, ist es auffallend gemütlich, wenig offiziell und außerdem Platz sparend. Der Laie tut sich freilich schwer mit seinen Beinen zurecht zu kommen. Tagungsgäste, Kollegium und Schüler verteilten sich nach dem Los, es wurde Kaffee getrunken, gemeinsam gesungen und von den Schülern wechselnde Tisch-

Schülerinnen beim Volkstanz

Foto Erich Retzlaff

Eine Schierlingspflanze, (Hundspetersilie), wächst vereinzelt im Garten und wird gelegentlich verwechselt mit dem zahlreich vorkommenden „Kälberkropf".

musik gestellt. Danach trat zur Erheiterung der Versammlung auf der Schulwiese ein Zigeunerzirkus auf. Phantasie und Witz, augenblickliche Einfälle und losgelassenes Temperament brachten die köstlichsten Schaustellungen.

Der zweite Pfingsttag galt der Ruhe. Nur zum Essen trafen sich die Schülerinnen in der Schule. Die Zeit des Alleinseins, der Selbstbesinnung ist fast zu kurz: Lernpflichten, Beherrschung des Stoffes und Körperschulung verlangen äußerste Kraft. Während der Pfingstwoche fand ein Gastvortrag statt, der das traurige Kapitel der Kindsmißhandlung als Thema hatte. Die Vortragende, Frau Prof. Letzer, sprach aus unmittelbar praktischer Erfahrung, begnügte sich aber nicht mit Tatsachenberichten, sondern ging auch auf die tieferen psychologischen Beweggründe ein. Es ist ein Kapitel, das der Schwarzerdnerin, die ja später vor allem sozial arbeiten wird, nicht vorenthalten werden darf.

Es wäre noch viel zu erzählen, des Wunderns und Bewunderns gäbe es genug. In der Einsamkeit der Rhönlandschaft, verteilt in einigen kleinen Häusern, wird mit großer Intensität und Hingabe gearbeitet. Es sind harte Anforderungen, die an Kollegium und Schüler gestellt werden. Das Fernab von der großen Welt macht Kräfte und Fähigkeiten frei, die in der Stadt nicht heraufgeholt werden und das feste Band dort in der Rhön sind gute Kameradschaft und Liebe zum Beruf.

B. Seifert

Das Dresdner Gartenwunder (Reichsgartenschau)

Den ganzen Sommer über — bis zum 11. Oktober — blühen und duften Blumen in verschwenderischer Fülle in der Dresdner „Reichsgartenschau", in die auch ein Teil des stimmungsvollen „Großen Gartens" mit einbezogen wurde. Nach dem Willen der Veranstalter — Reichsnährstand in Gemeinschaft mit der Stadt Dresden — sollen all' die Herrlichkeiten im Freien und in den Hallen nicht nur als Augenweide dienen, sondern auch der Wirtschaft und den Volksgenossen Anregung und Belehrung bieten. Wie Reichsminister Darré bei der Eröffnung ausführte, kommt es mit Ausnahme des Obstbaus auf dem Gebiete des Gartenbaus nicht auf flächenmäßige Steigerung des Anbaus an, sondern auf eine Steigerung der Güteleistung. Unter diesem Gesichtspunkt wurde der gesamte deutsche Gartenbau zu einem Leistungswettbewerb aufgerufen. Ein weiterer Zweck der Ausstellung ist es, durch die Schönheit der einzelnen Gartenmotive das Interesse des Großstädters für alle naturgeschaffenen Dinge zu erwecken.

Welche Fülle des Belehrenden auch für die Hausfrau (mit oder ohne Garten)! In der Halle des „Deutschen Siedlerbundes" z. B. erfährt man, daß 100 Millionen Mark deutschen Volksvermögens jährlich für Heil- und Gewürzkräuter in das Ausland gehen. 65 Millionen davon könnten gespart werden durch Anbau und Sammeln heimischer Pflanzen dieser Art! — In einem besonderen „Mütter-garten" findet man u. a. einheimische Pflanzen, die in der Frauenheilkunde gebraucht werden.

Wo ein „Müttergarten" ist, da darf natürlich der Garten für die Kinder nicht fehlen, der u. a. einen reizenden Erntekindergarten und einen Schulgarten zeigt.

Der „Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler" stellt drei Musterkleingärten aus. Man erfährt, daß die in diesem Bund Organisierten jährlich in ihren Haushaltungen 640 Millionen Kilogramm Gemüse und Obst eigener Ernte in ihren Haushaltungen verwerten. Manche beherzigenswerte Lektion wird dem Kleingärtner erteilt. — Eine Firma stellt dort neuartige, praktische Gartengeräte aus, mit denen man „ohne Rückenschmerzen" arbeiten kann.

Aber auch die Hausfrau, die keinen Garten ihr eigen nennt, findet manches für sie Wissenswerte. Da ist z. B. die Musterküche der Abteilung „Volkswirtschaft—Hauswirtschaft im Deutschen Frauenwerk", die immer neue leckere Dinge ausstellt. Der Weg zu dieser Küche ist so: Die erste Halle der Reichsgartenschau birgt die vielseitigen Bodenerzeugnisse, die der Reichsnährstand zeigt. In geschickter Anordnung und an ausgezeichneten kleinen Modellen ist der Gang der Bodenerzeugnisse aus dem Schoß der Erde bis in die Küche des letzten Verbrauchers dargestellt. — Aus der Kühlhalle geht es in die Großmarkthalle und von da zum Einzelhandelsgeschäft. In einem in jeder Beziehung hygienischen Verkaufsraum warten die Früchte des Bodens auf die Hausfrau, der hier vor allem auch das Einmachen gezeigt wird. — Die Hausfrauen drängen sich um die neuen, mit dem bekannten „Sonnenzeichen" ausgezeichneten Geräte, als da sind: ein Saftfilter, eine Saftpresse und allerhand praktische kleinere Obst- und Gemüse-Zerkleinerungs- und -zuputzgeräte, ferner die Dauer-Konservendose und ein Eierfrischhalteapparat, der das Konservieren der Eier überflüssig machen soll.

Zum Schluß nur noch ein stichwortartiger Hinweis aus der Fülle des Sehenswerten: „Pflanzenschutz" (Krankheiten und Schädlinge vernichten jährlich fast ein Drittel der Obsternte und ein Fünftel der Gemüseernte); — „Vogelschutz"; — „der Rosenneuheitenhof"; — „der Bauerngarten"; — „der Wochenendgarten" und vieles andere.

Immer wechselnde Sonderschauen, genannt: „der Garten des Lebens" ergänzen diese prachtvolle Ausstellung, die sich mit Recht als ungewöhnlich zugkräftig bei Einheimischen und Fremden erweist. So zeigte z. B. die Schau: „Er — Sie — Es" u. a. auch eine Darstellung der Leistungen des Reichsmütterdienstes, sowie prächtige Käthe Kruse-Trachtenpuppen.

Charlotte Meißgeier

Die erste deutsche Siedlerschule

Mitte Juni konnte in Erlangen die erste der vier geplanten Siedlerschulen eingeweiht und eröffnet werden. Damit sind der Wunsch und langjährige Bestrebungen aller Beteiligten Wirklichkeit geworden. Eine Musterschule für die Siedler, in der sie praktisch und theoretisch die Grundlage und das Verständnis für die Bebauung der eigenen Scholle erlangen können. Die Schule ist durch Unterstützung der Deutschen Arbeitsfront, der Stadt Erlangen, des Kreistages und durch Zusammenwirken des Deutschen Siedlerbundes und dem Gauheimstättenamt Franken entstanden. Das Schulungsgebäude kann z. Zt. 25 Siedler aufnehmen, die in modernen Schlafräumen untergebracht werden. Für den theoretischen Unterricht steht ein gutes Anschauungsmaterial, neue, vorzügliche Tafeln und Bilder zur Verfügung. Die Hauptsache wird aber das praktische Arbeiten in den Mustergärten sein, die in allen Größen angelegt werden, ferner die Betreuung der Stalltiere: Milchschafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Angorakaninchen usw. Die neuen Ställe sind vorbildlich, praktisch und leicht nachzuarbeiten. Die sehr wichtige Frage der Bodenbearbeitung, der wirtschaftseigenen Düngung wird in der Schule erprobt und praktisch mitgemacht. Aus eigner Anschauung gewinnt hier der Siedler Einblick in die beste, schnellste Herstellung der verschiedenen Komposterden, Silodünger, lernt die Gründüngung kennen und auf diese Art auch den ärmsten Boden fruchtbar zu machen. Wie man dann den Bedarf einer kinderreichen Siedlerfamilie aus eigener Scholle deckt, dieses Kunststück, das bisher so wenigen gelang, wird hier mit modernen Mitteln ausprobiert. Eine große Anzahl neuer Geräte und Bodenbearbeitungsmaschinen steht bereit. Die Siedlerfrauen sollen besonders in der Obst- und Gemüseverwertung unterrichtet werden; damit wird zugleich eine gewisse Aufklärung in Ernährungsfragen Hand in Hand gehen müssen. In eigenen Werkstätten werden die Siedler lernen, die Werkzeuge selber auszubessern. Natürlich wird auch Sport getrieben während der Schulungswoche, die 8—14 Tage dauern soll, was unseres Erachtens zu kurz ist. Sicherlich werden die Schulungswarte Wiederholungskurse erhalten, um stets weiter voranzukommen. Denn das Gebiet der Siedlung umfaßt ja den ganzen ländlichen Lebenskreis, außerdem soll alles Wissen erkenntnismäßig begründet sein, was bei den vielen Zweigen der Siedlung: Intensivgartenbau, Obstbau, Gemüsebau, Frühbeetkulturen, Kleintierzucht, Obst- und Gemüseverwertung, Pflanzenkrankheiten und Pflanzenschutz, Bodenkunde und Düngewirtschaft, Bienenzucht wahrhaftig viel Fleiß und Liebe zur Sache und Naturverbundenheit erfordert.

Diese erste Siedlerschule in Franken, die Siedlerschule Süd, wird für die folgenden Pionierarbeit leisten und maßgebend sein. Der Anfang ist gemacht und auf dem 70 000 qm großen Gelände wird es bald blühen und gedeihen. S.—B.

Siedler und Eigenheimer, pflanzt Obstbäume

Hausbäume haben besondere Aufgaben. Sie schützen das Haus vor einem Übermaß sommerlicher Glut, vor dem Staub der Straße, vor Regen und Sturm und halten zudringliche Blicke fern. Auch als natürliche Blitzableiter haben sich Hausbäume schon oftmals bewährt, wenn sie das Haus mit ihrem Wuchs überragten.

Auch Obstbäume können Hausbäume sein. Aber nicht nur in dem meist kleinen Vorgarten, sondern auch im Heimgarten hinter dem Hause sollen Obstbäume grünen. Der Siedler und Eigenheimer lebt nicht so sehr mit den Blumen wie mit den Bäumen seines Heimgartens in innigster Gemeinschaft. Die Blumen erfreuen ihn, geleiten seine Stimmung an heiteren und bewölkten Tagen des Jahres. Aber das Leben der Blume ist kurz. Die Bäume erleben ein Stück menschlicher Familiengeschichte. Der Obstbaum ist es, der im alternden Menschen Erinnerungen wachruft.

So sollte es — auch um der köstlichen materiellen Genüsse willen — eine Selbstverständlichkeit sein, die Obstbäume des Heimgartens zu hegen und zu pflegen. Vorbedingung des Gedeihens sind Kenntnis und Berücksichtigung der Ansprüche der Obstarten an Boden und Klima.

Der am Hause so beliebte Walnußbaum paßte zu den großen Höfen unserer bäuerlichen Vorfahren, denn mit seiner mächtigen, weit ausladenden Krone beansprucht er viel Platz. Bei unseren Eigenheimen und Siedlungshäusern wird aber selten für einen Walnußbaum Platz sein. Dieser Riese liebt kräftigen, tiefgründigen Boden. Hoher Grundwasserstand und Winterkälte bedrängen ihn. Frühjahrsfröste bedrohen seine Blüte. Die Haselnuß wird oft als Ziersträuch angebaut. Sie stellt an Feuchtigkeit und Wärme geringe Ansprüche. Auf leichten Böden bleibt sie aber schwach und klein.

Vom Apfelbaum haben wir über 1000 Kulturformen. Diese sind durch Kreuzung und Auslese aus mehreren Wildarten der verschiedensten Erdgegenden entstanden. Alle Apfelbäume lieben Feuchtigkeit und gute Bodenverhältnisse, stellen an die Bodenwärme aber geringe Ansprüche. Der Birnbaum gedeiht auch auf trockneren Lagen, da seine Wurzeln tiefer greifen. Die auf Zwergunterlage veredelten Sorten sind sehr empfindlich, verlangen besten Boden, Feuchtigkeit und viel Wärme. Die als Kulturbaum schon im Altertum bekannte Süßkirsche bittet sich einen kalkreichen, lehmhaltigen Boden aus. Die jüngere Sauerkirsche ist die anspruchloseste Fruchtart, die überall gedeiht. Ihre heute beliebteste Form ist die Schattenmorelle.

Wenig anspruchsvoll ist auch die Zwetsche, die allerdings auf trockenen Lagen versagt. Die Pflaume will einen nährstoffreichen, feuchten Boden haben und ist empfindlich gegen Fröste. Pfirsich und Aprikose sind ebenfalls empfindlich gegen Frost. Man soll sie auf bestem, warmem und kräftigem Lehmboden anpflanzen. Weinklima ist ihnen am zuträglichsten.

Johannes Schräpel

Gütezeichen für Siedlerhausrat

Die wirtschaftlich zweckmäßige Gestaltung des Siedlerhausrats ist eine der Aufgaben des Reichsheimstättenamtes. Der Hausrat des Siedlers muß dem Siedlerhaus angepaßt werden, zur guten Nutzung des darin vorhandenen Raumes beitragen, ferner soll er nicht eine minderwertige Nachahmung, sondern eine der Eigenart des Siedlers entsprechende Ausstattung darstellen, und schließlich muß alles zu angemessenem Preise zu beschaffen sein.

Zu diesem Zweck haben sich die an der Herstellung und dem Vertrieb von Hausrat beteiligten Stellen zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammengefunden, und es ist bereits eine Einigung über einheitliche Lieferbedingungen, Gütevorschriften, Preisgrenzen usw. erzielt worden. Das Reichsarbeitsministerium, das Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit und der deutsche Normenausschuß arbeiten an den Grundlagen für die Gütesicherung des Siedlerhausrates.

Ein besonderes Gütezeichen „Siedlerhausrat" soll den Käufern Gewähr bieten, daß sie hinsichtlich Werkstoff und Verarbeitung das erhalten, was nach sorgfältiger Prüfung gerade für den Siedlerhaushalt besonders geeignet ist. M. B.

Schnittmuster-Versand.

Sämtliche Schnittmuster und Stickereimuster zu unseren Abbildungen sind **nur** zu beziehen durch

Fr. Sophia Schmitt, Köln, Mainzerstr. 25.

Postscheckkonto Köln 71511.

Die Bestellung kann auf den kleinen Abschnitt der Zahlkarte geschrieben werden.

Preise: Damenkleider oder -Mäntel 1.— RM., Röcke, Blusen, Jacken, Kinderkleider und Damenwäsche 75 Pfg., Kinderwäsche oder Schürzen 50 Pfg. Bei Bestellungen ist die gewünschte Oberweite, bei Kindersachen das betr. Alter anzugeben. Allen Bestellungen ist Rückporto 15 Pfg. beizufügen.

F. H. 10840 Foto M. Blumberger, Köln

Mottenplage

Eine Scherzfrage heißt: Welches ist das bescheidenste Tier? Und die Antwort lautet: Die Motte, sie frißt Löcher! Diese „Bescheidenheit", Löcher zu fressen, ist aber in der Textilindustrie und der Hauswirtschaft ganz und gar nicht erwünscht.

Die Motten sind Schmetterlinge, die vor allem in der warmen Jahreszeit bei eintretender Dunkelheit schwärmen. Sie nehmen, wie viele ihrer Artgenossen, keine Nahrung zu sich. Sie haben verkümmerte Vorderkiefer und Saugrüssel. Nur eine Aufgabe beschäftigt sie, Nachkommen zu erzeugen. — Nach Brehm kann sich die Kleidermotte auch mittels unbefruchteter Eier vermehren. Das Weibchen legt 60—200 Eier. Jedes einzelne ist den Bruchteil eines Millimeters groß. Zwei Millionen Stück sollen das Gewicht eines Hühnereies von 50 g haben. Das Weibchen trägt die Eier im Hinterleib und kann wegen dieser Last zwar schlecht fliegen, aber noch gut mit seinen 6 Beinen laufen. Die Motten, die wir in unserem Zimmer herumfliegen sehen und auf die wir Jagd machen, sind also für gewöhnlich die weniger gefährlichen Männchen.

Doch auch die Weibchen zerstören nichts, fressen keine Löcher. Das sind ihre Larven. Aus den Eiern kriechen sie als madenförmige Raupen mit 16 Beinen und starken Freßwerkzeugen. Je nach ihrer Art zerstören sie in den Getreidespeichern die Getreidekörner (Kornmotte), in den Weinkellern die Korkpfropfen (Korkmotte) und in den Bienenstöcken die Bienenwaben (Wachsmotte). Im Haushalt und in der Industrie aber haben wir es vor allem mit drei Arten zu tun, die sich wenig voneinander unterscheiden, mit den Kleider-, Pelz- u. Tapetenmotten. Sie vernichten Wollsachen, Tuche, Decken, Plüsche, Felle, Pelzwaren, Polstermöbel, Federhüte, Bettfedern, Roßhaare, Filze, Tapeten. Und der Schaden, den sie in einem Jahre anrichten, geht in viele Millionen Reichsmark.

Dabei fressen sie nur tierische Fasern. An Baumwolle gehen sie nicht. Rätselhaft ist eins, wie sie es fertig bringen, nur von der Hornsubstanz, dem Keratin, zu leben, ohne Wasser und andere Kost. Man kann es nur so erklären, daß sie die seltene Fähigkeit haben, mit ihren alkalischen Verdauungssäften das trockene, harte Horngewebe in lösliche Eiweißstoffe zu verwandeln, die leicht verdaulich sind. Wochenlang können sie hungern. Sie wandern dann, bis sie die richtige Nahrung finden und sind dann äußerst schwer auf ihrem Nahrungsfeld zu erkennen: Chamäleonartig wechselt ihre Farbe und richtet sich nach der Farbe ihrer Unterlage! Ja, wie ein Versuch ergab, hatten die Mottenlarven, die man auf ein buntes Wollzeug legte, dieselbe Buntheit angenommen: Das rote Vorderteil lag auf rotem Grund, das

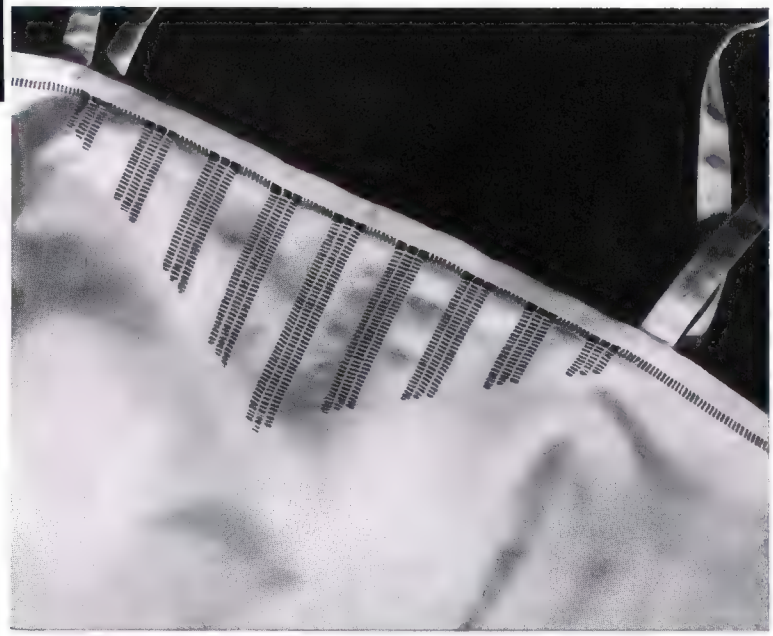
Schöne Wäsche — selbst gestickt!

F. H. 10840. **Schlafanzug** aus einfarbiger und gestreifter Waschseide in naturfarben, braun und orange. Dem weichfallenden, rund geschnittenen Kragen ist eine Schrägblende aus gestreiftem Stoff aufgesetzt. Erforderlich 2,75 m gestreifter und 1,50 m einfarbiger Stoff, 70 cm breit.

F. H. 10841. **Unterkleid** aus lachsfarbener, guter Waschseide mit handgenähten Hohlsäumen. 2,10 m bei 80 cm Breite.

F. H. 10842. **Hübsches Nachthemd** in Raglanschnitt aus weißem Perlmaco mit reicher, farbiger Stepperei und Zierstichverzierung. Verschluß mit kleinen Perlmutterknöpfchen. — Erforderlicher Stoff 4 Meter bei 80 cm Breite.

Fotos Brügel & Schall, Stuttgart.
Aus „Die Frauenarbeitsschule", Verlag Vogel, Böblingen
Oben: F. A. Heilbronn, unten F. A. Reutlingen.



Eigenartiges Kleid aus feinem, weichem, resedagrünem Wollstoff. Die aufgesetzten Mittelteile haben reichliche Steppereiverzierung und fallen als Schößchen über den Rock. Glatter Vierbahnen-Rock. Die Falten der vorderen Mittelbahn sind bis zur Kniehöhe abgesteppt. Erforderlich 3 m, 130 cm breit.

Flotter Herbstmantel aus braunmeliertem Noppenstoff mit eingeschnittenen Taschen. Verschluß mit großer Holzschließe. — Erforderlicher Stoff 3 Meter bei 130 cm Breite.

Foto Binder Berlin

---

blaue Hinterteil auf blauem! Dieses scheinbare Wunder läßt sich schnell erklären:

Die Larve baut sich ein selbstgesponnenes Röhrchen oder Köcherchen. Dazu benutzt sie das Material, auf dem sie lebt. Auf blauem Boden wird sie immer ein blaues Röckchen tragen, auf gelbem ein gelbes. Ja, sogar das Rot wird dieselbe Farbe annehmen! Das Röhrchen ist so breit, daß sie sich darin umdrehen kann, um von beiden Seiten aus fressen zu können. Während der Mensch bei der Raupe des Maulbeerspinners, des Seidenspinners, das Bauen von Gespinsten nur unterstützen kann, sucht er es hier zu verhindern, um nicht doppelten Schaden zu haben: Wenn die Raupe baut und wenn sie frißt.

Wenn sich die Raupe verpuppt, baut sie sich noch einmal ein besonders festes Röhrchen. Nach 2—6 Wochen erwacht ein neuer Schmetterling aus seiner Puppenruhe. Als Motte fliegt er herum und setzt den Menschen wieder in Bewegung und Aufregung. Der Mensch versucht alle möglichen Mittel, die Motten und ihre Brut zu vernichten, den Schaden, der von ihnen droht, abzuwenden.

Von Mottenkräutern an, wie Rosmarinzweige, Lavendel, Rainfarn, Salbei, Thymian und Sumpfporst, die er zwischen die Stoffe legt oder in Beuteln in die Kleiderschränke hängt, bis zu den bekannten Mottenpulvern und -kugeln aus Naphthalin, Kampfer, Globol, die den Sachen den eigenartigen Geruch von Großmutters Kleider-

Foto Binder, Berlin

truhe geben, wird alles versucht, die Woll-, Pelz- und Federsachen vor Mottenfraß zu schützen. Doch ein unbedingter Schutz ist es nicht. Auch Mottentinkturen (Öle, Kampfer und Spiritus auf Fließpapier), eingestreuter Pfeffer, Zeitungspapier als Hülle für die Kleidungsstücke helfen nur bedingt. Noch immer praktisch, wenn auch zeitraubend, erwies sich kräftiges Bürsten, Klopfen, Absaugen der Stoffe, Polster und Teppiche und das Aufhängen in frischer Luft bei direktem Sonnenlicht. Auch das Aussetzen der Stoffe in luftdichten Räumen den Dämpfen von Schwefelkohlenstoff oder Formalin ist wirkungsvoll, doch gefährlich: die Dämpfe sind giftig, leicht entzündbar und bleichen die Stoffe. Da ist es gut, daß Chemiker ein neues, zuverlässiges Mittel gefunden haben, das Eulan.

Auf der Leipziger Frühjahrsmesse konnte man — unter dem Motto: Laßt Motten hungern! — wieder eulanisierte Stoffe sehen. Immer mehr Käufer verlangen diese Stoffe und immer mehr Textilkaufhäuser und Spezialgeschäfte führen sie. Ja, auch Färbereien und chemische Reinigungsanstalten nehmen gebrauchte Decken, Teppiche, Anzüge usw. entgegen, um sie nachträglich zu eulanisieren und dadurch mottenecht zu machen. — Eulan-Neu in Pulverform löst sich leicht im Färbebad. — Am besten ist es natürlich, die Rohwolle schon vor dem Verspinnen zu behandeln. Die Wollhaare verändern sich keineswegs, haben dieselbe Haltbarkeit, Tragfähigkeit, dasselbe Aussehen, aber die jungen Mottenraupen sterben auf ihnen nach 8—14 Tagen restlos, die alten hungern, kränkeln, wandern ab oder sterben. Nach eingehender Prüfung von Tuchproben, die 1921 mit Eulan behandelt wurden, kam Prof. Dr. A. Hase von der Biologischen Reichsanstalt Berlin-Dahlem 1931 zu dem Ergebnis, daß „eine Schädigung durch die Raupen nicht feststellbar ist", also eine Dauerwirkung vorliegt, die „auch nach zehn Jahren noch vorhanden ist".

So wollen wir hoffen, daß das bescheidenste Tier, die Motte, noch bescheidener wird, daß es nicht einmal mehr Löcher frißt, sondern lieber stirbt, ausstirbt! A. R.

F. H. 10843—F. H. 10845

Foto Binder, Berlin

F. H. 10843. Das **frauliche Kleid** aus blauem Wollstoff ist durchgehend geschnitten. Die Vorderbahn ist handgewebt in hell-, dunkelblau und roten Streifen. Große Holzknöpfe. — Erforderlich 2,75 m, 130 cm breit.

F. H. 10844. Praktisches **Kleid** aus Handgewebe für Alltag und Beruf, bestehend aus Rock, Weste und verschiedenen Unterziehblusen. Die linke Abbildung zeigt das Kleid mit langen Ärmeln aus dem gleichen Stoff wie die Weste und hat dadurch Jäckchencharakter. Gürtel aus Leder. Erforderlich 1,80 m gestreiften und 1,80 m einfarbigen Stoff, 100 cm breit. Zur Bluse 1,60 m Linnen, 80 cm breit.

So wird Handgewebe verarbeitet

Sportliche Jacke aus handgewebtem Stoff mit großen, aufgesetzten Taschen. Dazu ein einfacher Dreibahnenrock mit breiter Kellerfalte in der vorderen Mitte. — Zur Jacke 2 m, zum Rock 1,80 m, 100 cm breit.

F. H. 10845. Schönes **Kleid** aus handgewebtem Stoff in braunen Tönen. Um die Körpermitte ist der gestreifte Stoff organisch angeordnet. Verschluß mit Holzknöpfen. Erforderlicher Stoff 4,25 m bei 90 cm Breite.

F. H. 10846. **Handgewebtes Kleid** in Raglanschnitt mit Passe. Bei diesem Kleide wirkt die Anordnung der Streifen recht schlank und flott. Zur Ergänzung ein Jäckchen in der Grundfarbe des Kleides. Zum Verschluß feine Holzknöpfe. Erforderlich 4,30 m und 1,80 m zum Jäckchen, 100 cm breit.

F. H. 10846

F. H. 10847 Foto Grete Batzke, Stuttgart

F. H. 10847. **Kleidchen** mit besonders schöner Smoknäherei aus hellblauem Mattkrepp, weißes Krägelchen mit Tüllstickerei. Stoffverbrauch 2 Meter, 90 cm breit, für 6—8 Jahre. — Entwurf Käte Dennert, Stuttgart.

F. H. 10848. **Festliches Kleid** aus feinem, kupferfarbenem Wollkrepp. Die weiten Ärmel und die vordere Rockbahn sind reich gekraust. Als Halsabschluß handgedrehte dicke Wollschnur. Verschluß in der hinteren Mitte. Erforderlicher Stoff 2,25 Meter bei 130 cm Breite für 14 bis 16 Jahre.

F. H. 10849. **Kleid** mit Passe u. angeschnittener Vorderbahn aus braun-grün-lind kariertem Wollstoff. Weißer Leinenkragen. Brauner Ledergürtel. Erforderlich 2,20 m, 130 cm breit für 12—14 Jahre.

F. H. 10850. Einfaches **Schulkleid** aus feingestreiftem Bistrastoff. Dem durchgehend geschnittenen Kleide sind die Rundpasse und die Taschen aufgesteppt. In der vorderen und hinteren Mitte nach unten auffspringende Kellerfalten. Erforderlich 3,50 Meter Stoff, 80 cm breit für 12—14 Jahre.

F. H. 10851. Dieses flotte **Mäntelchen** läßt sich gut aus Mutters getragenem Mantel arbeiten. Die Aufschläge sind mehrfach abgesteppt. Ledergürtel. Erforderlich 2 m, 100 cm breit für 8 bis 10 Jahre.

F. H. 10852. **Knaben-Mantel** mit aufgesetzten Taschen aus meliertem Wollstoff. 1,60 m Stoff, 130 cm breit, für 6 bis 8 Jahre.

F. H. 10853 zeigt zwei **Knaben-Anzüge**, einen mit blauem Beinkleid und offener Flanellbluse, den anderen mit karierter Hose und geschlossener Bluse. Erforderlicher Flanell zur Bluse 1,20 m, 80 cm breit, zur Hose 1,20 m, 80 cm breit für 6 bis 8 Jahre.

F. H. 10848—F. H. 10852

Die Zauberbohne

Unter diesem Titel ist in der „Auslese"* ein Aufsatz über die Sojabohne erschienen. Der Verfasser ist der Sohn Henry Fords und Präsident der Ford Motor Company in Dearborn (Michigan). Die Sojabohne ist als Hauptnahrungsmittel östlicher Völker seit langem bekannt, und wir beginnen sie in Deutschland besonders zu schätzen wegen ihres ungemein hohen Nahrungsgehaltes und wegen ihrer den Stickstoff assimilierenden und den Boden anreichernden Eigenschaften. In den Ausführungen Fords lernen wir die Sojabohne von einer ganz neuen Seite kennen. Die Ford Motor Company hat damit begonnen, große Mengen der Produkte der Sojabohne in der Fabrikation zu verwenden. Das Öl wird mit befriedigenden Ergebnissen für Farben und Emaillelack benötigt. Aus dem mit einem plastischen Bindemittel vermengten Bohnenmehl werden im Formpreßverfahren viele Teile wie Lichtschaltergehäuse, Signalknöpfe, der Schalterhebelgriff, Boden und Deckel des Verteilers und die Fenstereinfassung hergestellt. — 5000 Hektar Landes wurden mit Sojabohnen bepflanzt und der Ertrag steigert sich stetig, da die Sojabohnenpflanze den Boden anreichert, indem sie ihm Stickstoff aus der Luft zuführt. Der Verfasser spricht davon, daß die Verwendungsmöglichkeiten der Sojabohne in der Industrie heute noch kaum zu überblicken sind und daß hieraus sich weittragende Möglichkeiten ergeben können durch die enge Verbindung von Landwirtschaft und Industrie, ja, daß hieraus eine soziale Umgestaltung, eine neue Verteilung der Bevölkerung auf den Boden erwachsen könne.

Unser Oktoberheft wird einen lebendigen Bericht bringen über erste Anbauversuche der Sojabohne in einem größeren Privathaushalt.

* Die „Auslese" bringt aus Zeitschriften des In- und Auslandes wertvolle Aufsätze, die für heutige Zeitströmungen kennzeichnend sind. Verlag Berlin SO. 16, Luken & Luken.

Deutscher Seidenbau

Unter den Möglichkeiten zusätzlichen Einkommens für den Landmann und Siedler tritt auch der Seidenbau, den bekanntlich schon Friedrich der Große seinen Untertanen besonders empfohlen hatte, heute mehr in den Vordergrund. Einem Erlaß des Reichserziehungsministers zufolge soll bereits die Jugend über den Seidenbau aufgeklärt werden und hierzu wird die Anlegung von Maulbeerkulturen und die Durchführung von Versuchszuchten besonders empfohlen. — Reges Interesse für den Seidenbau besteht bei der Reichseisenbahndirektion Köln. Dort sollen nicht nur in großzügiger Weise auf Reichsbahngeländen Maulbeerbäume gepflanzt werden, sondern bei den Eisenbahnern ist bereits besonderes Interesse für die Betätigung in der Seidenraupenzucht vorhanden.

Vom Flachsanbau

Nachdem die Werbung für den Flachsanbau zu guten Erfolgen geführt hat, wird jetzt darauf hingearbeitet, daß gute Flachsqualitäten erzielt werden. So werden für die hundert besten Flachsfelder in Ostpreußen, die mindestens einen Morgen groß sein müssen, Flachsprämien gezahlt werden.

Pflanzt Hecken

Erfreulicherweise wird heute von Seiten der Behörden die Erhaltung der Hecken ernstlich gefördert. Wie hat die deutsche Landschaft gelitten durch Überhandnehmen der für den Wanderer so peinlich wirkenden Stacheldrähte und weiterhin durch Drahtgeflecht in Verbindung mit Beton statt der lebendigen Hecken! Der Siedler, der die rechte Liebe zur Natur mitbringt, wird beides vermeiden. Der Landmann sollte schon aus wirtschaftlichen Gründen die Hecke bevorzugen. Sie gibt den Singvögeln, den besten Helfern gegen das Ungeziefer, Schutz und Unterkunft; wo die Hecken fehlen, fehlt dem Lande der Schutz vor Wind und damit vor der Austrocknung des Bodens. Durch Neuanpflanzung von Hecken an kahlen Böschungen, Wegrainen usw. kann der deutschen Landschaft viel Schönheit zurückgewonnen werden.

Der Borretsch

Wer kennt nicht die rauhblättrige, blaublühende Pflanze unserer Gärten, deren Blätter man geklopft und feingewiegt den Blattsalaten zufügt? Der Salat bekommt durch den beliebten Zusatz einen erfrischenden, würzigen und gurkenähnlichen Geschmack, weshalb man den Borretsch auch Gurkenkraut genannt hat. Noch mehr als der erfrischende Geschmack sollte uns der hohe Gesundheitswert veranlassen, den Borretsch recht häufig zu verwenden. Diese Pflanze ist sehr reich an Vitaminen und der salzige Geschmack deutet auf einen hohen Gehalt an basischen Mineralstoffen hin, unter denen besonders salpetersaures Kali, Kalk, Natron und Eisen die erste Stelle einnehmen, worauf die harn- und schweißtreibende, entsäuernde und blutreinigende Wirkung zurückzuführen ist. Früher galten Kraut, Blätter, Blüten und Wurzel als heilkräftig. Sie galten als wirkungsvolle Mittel gegen entzündliche Krankheiten, besonders Masern, Scharlach, rheumatische Schmerzen und Nierenentzündung (10 Gramm auf 1 Liter Wasser). Der frisch gepreßte Saft der Pflanze gilt als herzstärkend und giftwidrig, er verbessert den Blutumlauf, beseitigt Stauungen in der Leber und im Unterleib und hebt die Stimmung. Daraus erklärt sich der Beiname des Borretsch, den man auch Herzfreude und Wohlgemut genannt hat; daraus erklärt sich ferner die Beliebtheit der frischen Pflanze bei Mechancholie, Hypochondrie und Seitenstechen.

Alte Kräuterbücher empfehlen, die holdseligen Borretschblüten fleißig zu benützen, sie stärken das Herz und Gehirn, läutern das Geblüt und erwecken Freude. Sie treiben die Milch und sind der Leber gut. Sie lindern Schmerzen entzündeter Augen und Insektenstiche.

Was muß die Hausfrau beim Obsteinkauf beachten

Sehr viele Hausfrauen haben auf diesem Gebiet des Nahrungsmitteleinkaufs keine Fachkenntnisse. Wenn nun allerorts nur gutes, reifes Obst zum Verkauf käme, wäre das weiter nicht schlimm. Leider wird noch immer sehr viel unreifes und minderwertiges Obst verhandelt. Das gilt von den ersten unreifen Kirschen und Erdbeeren, den steinharten Pfirsichen, den vorzeitig abgepflückten sauren Pflaumen und Zwetschgen bis zu den oftmals viel zu früh gepflückten Winteräpfeln und Spätbirnen. Sehr oft wissen Bauern und Händler am Großmarkt selber nicht, was sie verkaufen und daß sie das Obst durch zu frühes Ernten weitgehend entwerten. Dauerobst zum Einlagern soll so lange wie möglich am Baum hängen, bis Ende Oktober, Anfang November, sonst kann es auf dem Lager nicht die volle Genußreife erlangen. Es schrumpft dann häufig die Schale, die Frucht bleibt sauer und ohne Aroma und Duft. Ist das Obst richtig baumreif, dann löst es sich leicht vom Ast, denn es hat sich am Stielende eine Korkschicht gebildet, wie beim fallenden Laub. Vorzeitig geerntetes Obst hat demnach häufig gebrochene Stiele, solches soll die Hausfrau zurückweisen. Ebenso dürfen Birnen und Äpfel, die aufgehoben werden sollen, keine Druckflecken und Verletzungen an der Schale haben, weil daraus sehr schnell Faulstellen entstehen. Aus diesem Grund müßte alles Dauerobst in gepolsterten Körben (Stroh, Papier, Holzwolle) auf den Markt kommen und darf nie geschüttet werden, wie Kartoffeln! Eine weitere Unsitte ist das Polieren der Äpfel. Es erhöht zwar das schöne Aussehen, beeinträchtigt aber sehr die Haltbarkeit. Denn die hauchfeine Wachsschicht, die alle weichschaligen Sorten vor Wasserverdunstung und vorzeitigem Welken schützt, wird beim Polieren abgewischt.

Viele Hausfrauen haben beim Einkauf von Winterobst schon einmal schlechte Erfahrungen gemacht. Wer aber einige Kenntnisse hat, die man auf Obstausstellungen erlangt, wo mustergültiges Obst in besten Sorten mit Namen und Zeitangaben über Genußreife zu sehen ist, wird sich den günstigen Herbsteinkauf nicht entgehen lassen. Das ausländische Obst muß in den meisten Fällen unreif geerntet werden, damit es den weiten Transport übersteht. Alle die künstlich nachgereiften Früchte sind trotz guten Aussehens nicht vollwertig, da nur in der Sonne am Baum völlig ausgereiftes Obst seinen ganzen Nähr- und Heilwert erlangt. H. S.

Ferienwoche „Haushalt und Heim" im Lichthort-Erholungsheim Wettges. Vom 27. September bis 3. Oktober findet im Lichthort-Erholungsheim in Wettges bei Wächtersbach (Bahnstrecke Frankfurt/Main—Kassel) eine Ferienwoche mit dem Leitgedanken „Haushalt und Heim" statt. Die Ferienwoche will Frauen und Männer, die vor der Gründung eines eigenen Haushalts stehen, und jungen Siedlern im Rahmen eines Ferienaufenthalts vielseitige Anregungen für eine neuzeitliche und naturverbundene Einrichtung und Führung von Haushalt und Heim geben. Die Leitung der Ferienwoche liegt in Händen von Heinrich Frantzen-Köln. Wer an der Ferienwoche ganz oder tageweise teilnehmen will, melde sich umgehend unter Beifügung von 50 Pfg. in Briefmarken an Lichthort-Erholungsheim Metta Kinau, Wettges über Wächtersbach im Vogelsgebirge. (Vergl. die Mitteilung im Augustheft, Seite 192.)

Die Tafel der Frau

Hedwig Andersen, die Mitbegründerin der Schule Schlaffhorst-Andersen für Atem-, Sprech- und Gesangskunst (Hustedt bei Celle, früher Rotenburg) ist am 9. Juni ds. Jahres 70 Jahre alt geworden. Sie lehrt ihre Schüler durch richtige Atmung rhythmisch leben, führt sie dahin, Sprache und Klavierspiel zu beseelen und erschließt ihnen dadurch neue Lebenskräfte. Ihre Lebensgefährtin **Clara Schlaffhorst,** die am 16. Oktober 1935 ihren 70. Geburtstag feierte, verfolgt mit ihrer Stimmbildungsarbeit gleiche Ziele. Beide Frauen stehen noch heute in ihrer für die Durchbildung des ganzen Menschen außerordentlich segensreichen Lebensarbeit. (Vergl. „Die Rotenburger Schule für Atem-, Sprech- und Gesangskunst", Dezemberheft 1929 d. Zeitschr.)

Frau **Regierungsrat Käte Delius** wurde im April d. Js. zur Oberregierungsrätin ernannt. Sie hat an der Neuordnung des bäuerlichen Ausbildungswesens mitgearbeitet und dem Aufbau dieses Ausbildungswesens für die weibliche Jugend ihren Stempel aufgedrückt.

Die **Geologin Dr. Edith Ebers** ist von der Generalinspektion für das deutsche Straßenbauwesen mit dem Naturschutz an den Alpenstraßen betraut worden.

Die **Bildhauerin Anna Fabricius,** Köln, wurde beim Abschluß ihres Studiums in Dresden mit dem Rompreis der Göppert-Stiftung ausgezeichnet.

Frau Lina Hähnle, Gießgen a. d. Brenz, die Gründerin des Bundes für Vogelschutz, ist 85 Jahre alt geworden. Sie hat mit unermüdlicher Ausdauer gegenüber vielen Vorurteilen für ihren Bund gekämpft, der heute 150 Schutzgebiete geschaffen hat.

Bücherschau

„Wunder der Handschrift" von Karsfeld. G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung, Berlin-W. 62, RM. 2,30. — Der Verfasser bemüht sich in diesem Buch, auf volkstümliche und launige Art dem Laien einen Überblick über die Graphologie zu geben, wobei er nicht nur, wie üblich, die einzelnen Schriftmerkmale erklärt, sondern auch auf die Geschichte der Graphologie, die Einwände, die gegen sie erhoben werden und allgemeine Probleme wie Verstellungsmöglichkeit, Geschlechtsbestimmung, typische Berufshandschriften usw. zu sprechen kommt. Er betont dabei, daß das Wunder, daß sich in der Schrift der Charakter des Menschen äußert, wohl etwas Wunderbares, aber nichts Unerklärliches und Mystisches ist und verweist den ernsthaft Interessierten auf die wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiet, während er mit seinem Buche selber nur Anregung und Einführung geben will. A. J.

Sorgenkinder daheim und in der Schule. Von Heinrich Hanselmann, Rotapfel-Verlag, geb. 2,40. Der Verfasser gibt in leicht faßlicher Form Ratschläge, die aufklären, helfen und trösten sollen. Eltern werden bei ihm neuen Mut, Lehrer Rat für schwierige Fälle finden. Verdienstlich ist es, das oft durch mangelnde Einsicht so unnötig harte Los der Sorgenkinder durch Aufklärung zu erleichtern. Gemeint sind nicht nur die dummen und die sogenannten bösen Kinder, sondern auch die blinden, tauben, die stotternden und nervenschwachen. Z.

Die ersten sechs Lebensjahre. Von Elisabeth Plattner. Verlag B. G. Teubner-Berlin. RM. 3,40, in Leinen 4,60. Das wesentliche Ergebnis dieses Erziehungsbuches ist die Erkenntnis der außerordentlichen Bedeutung der Erziehung des Kindes durch die Mutter während des ersten Lebensabschnittes, eine Erziehung, die in späteren Jahren nur unter harten Kämpfen und vielfach nur unvollkommen nachgeholt werden kann. Gehorsam, Willensstärke, Opferbereitschaft, sie müssen früh erzogen sein, um den Menschen für die Volksgemeinschaft reif machen zu können. Die Verfasserin legt dies in vielen Einzelheiten dar. Die Mutter als Erzieherin, der noch ein gewisser Instinkt für die Menschenpflege eigen ist und die dann ihre Erfahrungen sammelt, findet auf ihrem Erziehungswege in dem Buch Rat und Unterstützung für alles, was ihr dabei an Schwierigkeiten entgegentritt.

„Sommer-Getränke" von Alfons Tede. Verlagsgesellschaft R. Müller m. b. H., Eberswalde, Berlin, RM. 0,75. — Hier liegt ein Heft vor, in dem eine riesige Menge von Rezepten zusammengetragen ist: einfache Wassergetränke mit Fruchtgeschmack, solche auf kohlensäure-wasserhaltiger Basis, weinhaltige, bierhaltige, milchhaltige, kaffeehaltige, kakaohaltige usw. Diesen schließen sich eine Menge raffiniert zusammengestellter Mischgetränke mit fantastischen Namen an, deren Heimat Amerika ist. Wegen seines billigen Preises kann das Heft manchen Hausfrauen Ratgeber sein, die Vorbereitungen für ein Fest zu treffen haben. Teilweise geht die Raffiniertheit der Zusammenstellungen für den unverdorbenen Geschmack jedoch zu weit. E. K.

„Der neue Wohnbedarf". Von Mia Seeger, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. Mit 321 Abbildungen. RM. 3,20. — Dieses Buch könnte den Kampf gegen Schund und Kitsch im Haushalt wertvoll unterstützen. An Hand von Bildern bringt es Beispiele guter Geräte, Kleinmöbel, Öfen, Lampen usw. Es sind serienweise hergestellte Gegenstände, deren Preise deshalb in erschwinglicher Höhe liegen. Die Herstellerfirmen sind jeweils angegeben. Es sind die ruhigen, klaren Formen unserer Zeit, die hier als vorbildlich hingestellt werden, frei von jeder „modernen" Verkitschung. E. K.

„Volksdeutscher Kampf" von Richard Wichterich, Verlag M. Du Mont Schauberg, Köln. RM. 2,—. — Wenn man zunächst das vorliegende Werk mit einer gewissen Hemmung in Angriff nimmt, weil das Wiedererwecken vorhergegangener trauriger Zeiten schwer fällt, so wird man von Kapitel zu Kapitel stärker gefesselt durch die lebendige Schilderung der

Bestellschein

Ich interessiere mich für das 36seitige Bildheft: „Brücke ins Leben" und bitte den Verlag Herder, Freiburg i. Br., um kostenlose und unverbindliche Zusendung durch die Buchhandlung:

.....

.....

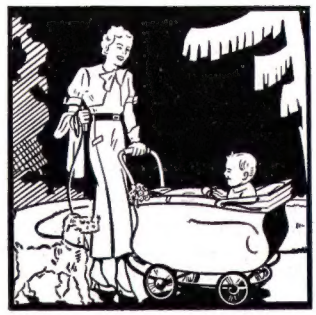
Name, Beruf

.....

Wohnort, Straße

sie verbessert den Geschmack und erhöht die Bekömmlichkeit

Ereignisse, die Aufklärung gibt über erlebte aber dennoch oftmals nicht völlig verstandene Geschichte. Wertvoll sind auch die Aufschlüsse über die Entwicklung der Dinge im Vorkriegs-Österreich. Im Mittelpunkt der Schilderung steht Dr. Steinacher, der Kämpfer für das Deutschtum in seiner Heimat Kärnten und später in Oberschlesien, Tirol, Oedenberg und im Rheinland während der Separatistenzeit. Steinacher, der heutige Leiter des VDA., ist der Bannerträger für die Volkstumsidee geworden, die in den Völkern mehr und mehr lebendig geworden ist. — Wir können nicht umhin, eine Stelle aus dem Werk anzuführen. Sie bezieht sich auf eine Stadtverordnetenversammlung zu Aachen, wo in einer Zeit höchster Bedrängnis durch die Separatisten die Gemüter schwach zu werden drohten: „Niemand meldete sich zunächst zum Wort. Schließlich erhebt sich eine kleine unscheinbare Frau, nach Steinachers Worten „ein prachtvoller Mensch mit stahlharten Augen", „der einzige Mann in der Stadtverordneten-Versammlung zu Aachen". Es ist die Stadtverordnete Zimmermanns, die ohne viel Umschweife erklärt, daß sie dem „Vertreter der Berliner Regierung" unbedingt Recht geben müsse. Man dürfe nicht passiv bleiben, es gehe um das Wohl Aachens und des Rheinlandes, ja des Reiches. In dieser historischen Stunde müsse das Volk zum Handeln aufgerufen werden, und, so fügt sie hinzu, sie sei überzeugt, daß das Volk sich wie ein Mann erheben werde".



10 Pfund-Paket weiße saugkräftige Zellstoffwatte RM. 3,60

10 m Verbandmull 1,20 m breit . . . RM. 1,80

Für unterwegs gut versorgt – –

ist die junge Mutter, die sich durch den mitgeführten kleinen Vorrat an Zellstoffwatte-Windeleinlagen vor „Überraschungen" schützt.

Nun macht die Ausfahrt wirklich Freude, da Schmutzwäsche vermieden und die Durchnässung des Kindes vermieden wird.

So urteilt eine Mutter: Zellstoffwatte ist als Einlage in Windel und Windelhöschen einfach ideal, geruchlos, weich und für unterwegs praktisch.

Zu beziehen durch: **Clemens & Co. Nachf., Sundern 30** Kreis Arnsberg

Adolf von Harnack

(1851—1930)

Ein Lebensbild von seiner Tochter

Die nachstehende Darstellung ist aus doppeltem Grunde von Bedeutung: Adolf von Harnack ist einer der hervorragendsten geistigen Vertreter der jüngst vergangenen Epoche deutscher Vergangenheit, und seine Tochter, Agnes von Zahn-Harnack, hat mit der Schilderung seines Lebens gleichzeitig ein jene Epoche kennzeichnendes Zeitbild geschaffen. So schließt sich unsere Veröffentlichung in gewissem Sinne auch einzelnen Beiträgen des Juni- und Juliheftes an, in denen Zustände, Erlebnisse und Menschen deutscher Vergangenheit geschildert werden. (D. Schriftltg.)

Der geniale Professor der Theologie und Kirchengeschichte an der Universität Berlin, eine der angesehensten und zugleich umstrittensten Persönlichkeiten seiner Zeit wurde 1851 als Sohn des Theologieprofessors Theodosius Harnack in Dorpat geboren. Während seiner akademischen Laufbahn lassen bereits seine ersten Veröffentlichungen Harnacks Gegensatz zur alten Theologie deutlich erkennen, zugleich aber auch sein Bestreben, einen Ausgleich zwischen Christentum und moderner Bildung herbeizuführen. Wegen dieses Gegensatzes entspannen sich schwere Kämpfe, insbesondere nachdem ihm ein kirchengeschichtliches Ordinariat in Berlin übertragen wurde. Kaum waren diese überwunden, als der Streit ums Apostolikum erneut Harnack zum Mittelpunkt schwerer Angriffe machte. Seine Lehrtätigkeit war außerordentlich erfolgreich — in den ersten Berliner Semestern folgten schon 4—500 Hörer begeistert seinem Vortrag.

1890 war er in die Akademie der Wissenschaften berufen worden, deren Geschichte er schrieb. 1906 wurde er zum Generaldirektor der kgl. Staatsbibliothek ernannt, und auch diesen Posten behielt er bis zu seinem 70. Geburtstage. Bei der Feier zum hundertjährigen Bestehen der Berliner Universität verkündete Kaiser Wilhelm II. die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und ernannte Harnack, der die großzügigen Pläne dazu ausgearbeitet hatte, zu ihrem ersten Präsidenten. Das Harnackhaus in Dahlem trägt den Namen des berühmten Gelehrten, dem es seine geistige Prägung verdankt. Exzellenz von Harnack durfte seine Einweihung 1929 noch erleben und in demselben Jahre seine goldene Hochzeit darin feiern. Hier nahm auch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in einer großen Trauerfeier am 15. Juni 1930 Abschied von ihrem großen Führer.

Das innerlich reiche Leben dieses hochbedeutenden Mannes ist von seiner Tochter Dr. Agnes von Zahn-Harnack in einem groß angelegten Werke — „Adolf von Harnack" im Verlag Hans Bott, Berlin-Tempelhof — meisterhaft dargestellt. Die ganze Zeit, an deren Entwicklung in geistiger, politischer und kirchlicher Hinsicht Harnack so bedeutenden Anteil hatte, baut sich lebendig vor dem Leser auf. Mit heißem Herzen werden die einstigen Hörer und Hörerinnen die große Persönlichkeit noch einmal ganz nahe erleben, da die Hand der Tochter, sorgsam darauf bedacht, daß kein Einzelzug verloren gehe, die Linien so zu führen weiß, daß Harnack in seiner Lauterkeit der Gesinnung wie als liebenswerter Mensch ersteht. Seine umfassende Bildung, seine große Gewissenhaftigkeit und seine tiefe Frömmigkeit einen sich mit seiner ungemein reichen Begabung zu vollkommener Harmonie und formen ein Bild, das auch den einstigen Gegnern höchste Achtung abnötigt. Denn das ist das Seltsame: Je weiter man in dem fesselnden Werke liest, desto klarer empfindet man, wie sehr inzwischen die Entwicklung fortgeschritten ist. Mit innerem Anteil versetzt man sich zurück in die Zeit jener Kämpfe, die der aufrechte Mann mutig durchfocht, weil er seine Sendung darin sah, dem, was er als Wahrheit erkannt hatte, zum Siege zu verhelfen. Bewunderungswürdig sind sie von der Verfasserin dargestellt, und auch die Gegner läßt sie leidenschaftslos, in geschichtlicher Treue zu Worte kommen.

Daß ein so großer Wurf einer Frau gelang, daß wir ihr für diesen Ausschnitt aus der Geschichte des deutschen Volkes danken dürfen, ist für uns Frauen eine Freude. Agnes von Zahn-Harnack erbringt mit ihrem Werke den Beweis, was eine Frau, der alle Bildungswege erschlossen werden, zu leisten vermag. Nicht nur eine Zeit, in der das Schicksal ihres Volkes durch die widerstrebendsten Einflüsse sich vollkommen umgestaltete, wußte sie als Hintergrund für die große Persönlichkeit ihres Vaters geistig zu durchdringen, außer ihm sind auch die bedeutendsten Gestalten seiner Zeit scharf und deutlich herausgearbeitet. Die Ereignisse, Strömungen, die Gedanken, die die Menschen erfüllten und antrieben, sind mit unerhörter Klarheit geordnet. Niemand wird sich dem hohen Reiz, der von diesem Buche ausgeht, entziehen können. Die Spannung läßt auch da nicht nach, wo von schwierigen wissenschaftlichen Arbeiten Harnacks die Rede ist, die gemeinverständlich darzustellen sowohl hohe Kunst wie bedeutendes Wissen und Einfühlen erfordert. E. F.

Das **Augustheft** galt dem Kinde.

Das **Oktoberheft** wird Fragen der Gesundheit, der Ernährung und der Wirtschaft behandeln.

Einzelne Probehefte sind zu beziehen durch den Verlag Ludw. Flöttmann, Gütersloh.

Ein gutes Buch lesen

Möchten Sie das nicht auch? Aber gute Bücher müssen es sein. Unterhaltend und spannend, sollen sie Ihnen Erholung von der Anstrengung des Tages und wirkliche Freude am Lesen bieten und – nicht so teuer dürfen sie sein. Flöttmanns **2,85**-*Bände bieten Ihnen das alles: Sauberkeit des Inhalts, gute Erzählerkunst, spannende Handlung geschmackvolle äußere Ausstattung und dabei doch nur* **2,85** *RM.*

Der große deutsche Fußballroman von Leopold Täschner

Ein Ostpreußen-Roman von Agnes Harder

Ein Roman aus den Bergen von Michael Wagner

Zu haben in jeder guten Buchhandlung

Verlag Ludw. Flöttmann, Gütersloh

Landerziehungsheim Marquartstein
(Oberbayern)

Schulheim für **Knaben und Mädchen.** Staatlich anerkannte **Oberrealschule** mit Nebenkursen für die anderen Schularten. Vorschule bis Oberprima. **Gemeinschafts-Erziehung.** Handwerk, Sport. Beste Fürsorge auch für **zarte Kinder.** Zwei Schlösser in schönster, gesunder Hochgebirgs-Lage. Im Juli und August **Ferienheim.** Ab September **Frauenschulungskurse. Berufsausbildung** zunächst in Gymnastik und Gesang.

Hermann und Elisabeth Harleß

Marburger Handweb- Apparate Stühle
Webgarne, Weblehrbuch
Prospekte und Preislisten frei
Walter Kircher, Marburg a.L.
Alte Kasseler Straße 29
Webstube, Betrieb und Lager

Ständige Webkurse — auch Ausbildung für gewerbliche Handweb- u. Kursustätigkeit

---

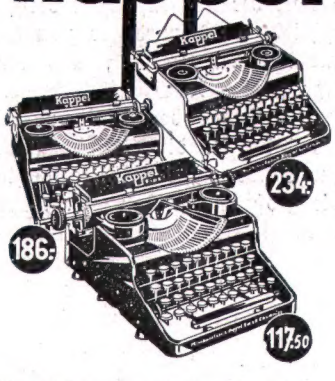
Handarbeitsbast

natur, gebleicht und in 90 **Farben. Bastmatten, Peddigrohr** in allen Stärken, **Wickeleinlagen, Webrahmen, Kettgarne, Webwolle. Formen** und **Gestelle** für Bastkörbchen usw. **Perlen** für **Kolliers** und Untersetzer, **Walzenperlen** für Untersetzer, Anleitung und illustrierter Katalog Nr. 39 gratis.

Fröbelhaus Erna Bauer
früher Mina Meyer, Nürnberg-A., Hintere Ledergasse 47

Wohl jeder möchte ....

Kappel



seine schriftl. Arbeiten schnell und sauber anfertigen. Dieser Wunsch wird allen leicht gemacht. — Wählen Sie eine

Kappel,

und Sie sind aller Sorgen enthoben. Die Kappel arbeitet flink und sauber. Dabei kostet sie nicht viel! Sie wird in mehreren Ausführungen geliefert in gestaffelter Preislage. – Die links genannten Preise verstehen sich **mit Koffer.** Auf Wunsch bequeme Ratenzahlung.

Fordern Sie ausführliches und unverbindliches Angebot von

Maschinenfabrik Kappel G.m.b.H., Chemnitz